

Bart Van Loo

BURGUND

DAS VERSCHWUNDENE REICH

UNKORRIGIERTE LESEPROBE

Wir bitten Sie,
Rezensionen nicht vor dem 16. März 2020
zu veröffentlichen.

Bart Van Loo

BURGUND

DAS VERSCHWUNDENE REICH

*Eine Geschichte von 1111 Jahren
und einem Tag*

Aus dem Niederländischen
von Andreas Ecke

C.H.BECK

Titel der niederländischen Originalausgabe:
«De Bourgondiërs. Aartsvaders van de Lage Landen»
© 2019 Bart Van Loo
Zuerst erschienen bei De Bezige Bij, Amsterdam

Die deutsche Ausgabe erscheint mit Unterstützung
von Flanders Literature (www.flandersliterature.be).



Mit 50 farbigen Abbildungen und 6 Karten
Karten: Peter Palm, Berlin

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
Druck und Bindung: Beltz, Bad Langensalza
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Ausschnitt aus der «Anbetung des Lammes»
auf der Innenseite des Genter Altars von Jan van Eyck, 1432;
© Lukas – Art in Flanders VZW/Bridgeman Images
Autorenfoto: © Stephan Vanfleteren
ISBN 978 3 406 74927 8
Werbemittel-Nummer 257808



klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

BART VAN LOOS
NEUE GESCHICHTE BURGUNDS

Burgund ist ein Wunder. Das mächtige Reich, das sich im 14. und 15. Jahrhundert zwischen Deutschland und Frankreich schob, vereinte spätmittelalterliche Hochkultur mit einer Blüte der nordeuropäischen Renaissance. Bart Van Loo erzählt die Geschichte des Reiches von der Antike bis zu seinem plötzlichen Untergang um 1500 so mitreißend, dass sich dem Leser die Welt der Ritterturniere und Stundenbücher, der Herzöge und Handelsstädte, die Welt Jan van Eycks und François Villons unvergesslich einprägt.

Bart Van Loo präsentiert die Geschichte Burgunds wie ein sich immer weiter zuspitzendes Drama in 1111 Jahren und einem Tag: Das «vergesene Millennium» reichte vom antiken Königreich Burgund bis zum mittelalterlichen Herzogtum, das durch seine Burgen und Klöster – nicht zuletzt Cluny und Cîteaux – weit über seine Grenzen hinaus ausstrahlte. Im «burgundischen Jahrhundert» entstand ein glanzvolles Reich von Dijon im Süden bis nach Brügge, Antwerpen und Amsterdam im Norden, das in einem «verhängnisvollen Jahrzehnt» beinahe zum Königreich wurde und bald darauf unterging. Mit dem letzten Herzog, Karl von Burgund, begann bereits eine neue Zeit: Als Kaiser Karl V. machte er die Habsburger zur Großmacht und beherrschte ein Weltreich. Bart Van Loos magistrale neue Geschichte Burgunds ist ein großer Wurf, der unwillkürlich an Barbara Tuchmans «Der ferne Spiegel» denken lässt.

WARUM BURGUND?

EUROPA



Die burgundischen Herzöge vollbrachten das Kunststück, beidseits der jahrhundertealten Grenze zwischen dem Heiligen Römischen Reich und Frankreich ein neues Staatsgebilde zu etablieren, das sie durch eine einheitliche Währung, Gerichtsbarkeit und eine Ständeversammlung einten. Das gelang so gut, dass der nördliche Teil des Herzogtums als politische Einheit den Untergang der Herzöge überlebte und zur Wiege der späteren Benelux-Staaten wurde. Nicht zufällig ist Brüssel, lange die Hauptstadt Burgunds, heute das politische Zentrum Europas.

GUTES LEBEN

«Leben wie ein Burgunder» ist Inbegriff des guten Lebens. Die burgundischen Herzöge führten Weinbau, Küche und Kunst auf einen glanzvollen Höhepunkt. Raffinierte Bankette sollten aller Welt demonstrieren, dass sie eigentlich Könige waren. Die Krone entging ihnen zwar knapp, aber das französische Burgund ist bis heute für seinen Wein und das gute Essen berühmt.



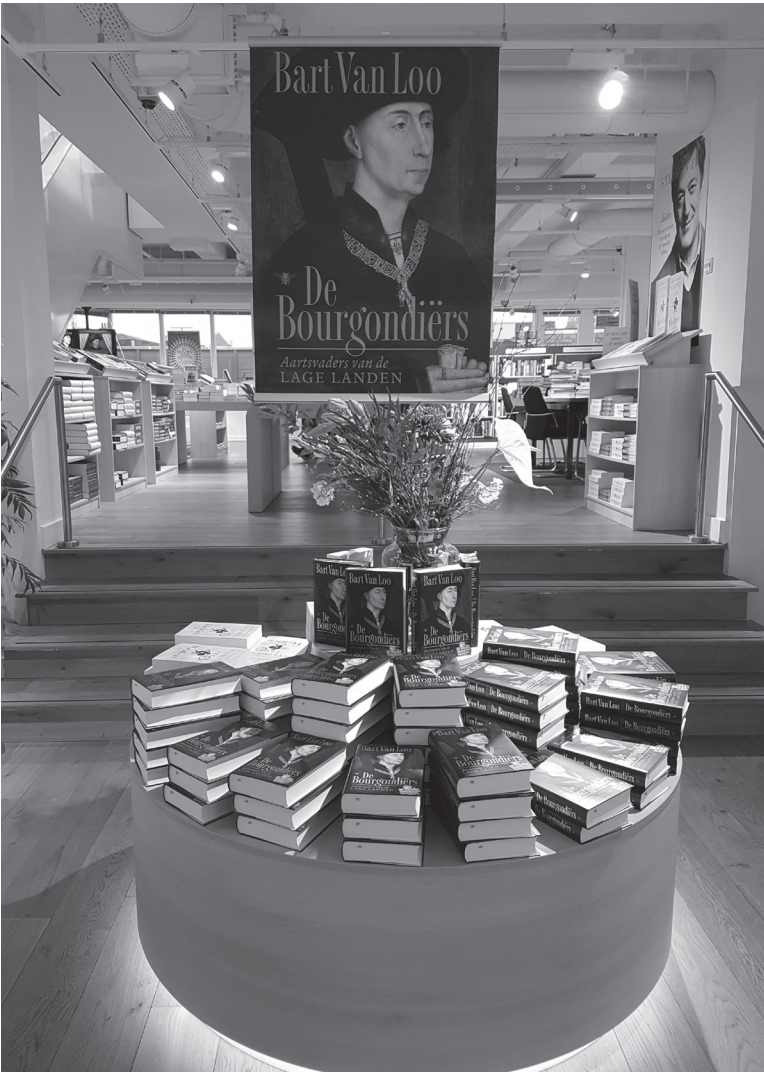
Kalenderbild zum Januar aus dem Stundenbuch des Herzogs von Berry, gefertigt von den Brüdern von Limburg, 1410–1416

KUNST



Jan van Eyck:
Mann mit dem roten Turban, wahrscheinlich ein Selbstporträt

In Dijon, Brüssel, Gent, Brügge und an vielen anderen Orten entstanden Meisterwerke des Bildhauers Claus Sluter und der Maler Jan van Eyck, Rogier van der Weyden und Hugo van der Goes, die polyphone franko-flämische Musik und nicht zuletzt Kaufmannshäuser, Kathedralen, Hospitäler und Rathäuser, die bis heute unzählige Besucher in das ehemalige Burgund locken.



*Die Originalausgabe verkaufte sich in den Niederlanden im ersten halben Jahr nach Erscheinen über 100.000 Mal.
Hier ein Blick in die Buchhandlung Scheltema in Amsterdam.*

STIMMEN ZUM BUCH

«Hundert Jahre nach Huizingas Meisterwerk *Herbst des Mittelalters* erzählt Bart Van Loo die Geschichte Burgunds neu, ... kenntnisreich, auf dem neuesten Forschungsstand und zugleich leichtfüßig und voller Schwung. Ein Zeugnis großer Meisterschaft.»

Frits van Oostrom, Professor für Literatur des Mittelalters in Utrecht

«Mitreißend und historisch zuverlässig.»

Wim Blockmans, Professor em. für mittelalterliche Geschichte an der Universität Leiden, international führender Burgund-Forscher

«In seinem bisher besten Buch verbindet Van Loo großes Erzähltalent mit seriöser historischer Arbeit. ... *Burgund* ist ein reich gedeckter Tisch, den man nicht verlassen will, weil ein wahrer Meisterkoch am Werk war.»

NRC Handelsblad

«Meistererzähler Bart Van Loo hat Gespür für Drama und Humor, und zugleich steht seine klug konzipierte Erzählung von schizophrenen Königen und genialen Künstlern auf einem sicheren wissenschaftlichen Fundament.»

Het Parool

«Bart Van Loo ist in Topform. Es ist unmöglich, das Buch aus der Hand zu legen. Ein Hammer. Ein Meisterwerk.»

De Morgen

«Der Autor versteht es, aus der Geschichte der burgundischen Herzöge ein shakespearesches Drama zu machen. ... Was *Burgund* zu einem herausragenden Buch macht, ist der geniale Aufbau und Zeitverlauf: Van Loo beschreibt rund 1100 Jahre Geschichte, indem er anfangs in hohem Tempo durch die Zeit eilt und zum Ende hin immer stärker abbremst. ... Das Buch liest sich in einem Rutsch.»

Trouw

«Van Loo versteht es, das faszinierende Spätmittelalter glänzend ins Rampenlicht zu stellen. ... Er erweckt diese Welt so virtuos zum Leben, dass sein Buch ein heißer Kandidat für das beste Geschichtsbuch 2019 ist.»

De Telegraaf

«Jahrhunderte erwachen vor Ihren Augen zum Leben, historischen Personen wird Farbe und Temperament eingehaucht ... Ein «Muss» für jeden historisch Interessierten, ja für jeden, der gern liest.»

8Weekly

«Ein Meisterwerk ... Allen, die heute die Chancen und Fallstricke politischer Einigungsprozesse verstehen wollen, sei das Buch unbedingt empfohlen.»

Correspondent

«Bart von Loos Buch berührt den Leser durch seinen eleganten Stil, seinen Humor, seine treffenden Episoden und lässt ihn tief in große und kleine Geschichten eintauchen. Die Turniere und Bankette, die ihren verfeinerten Teilnehmern das Attribut «burgundisch» eingetragen haben, stellt Van Loo als Propagandainstrumente der schlachten- und eroberungslustigen Herzöge dar. Reizvoll sind auch die Verbindungen zu unserer Gegenwart, die der Autor andeutet, etwa wenn er zeigt, wie die Vereinigung unterschiedlicher Herrschaftsgebiete zu einem «Land» mithilfe einer Einheitswährung (lange vor dem Euro) und der Schaffung von übergeordneten Berufungsgerichten mit Staatsanwälten und Verteidigern bewerkstelligt wurde. Das Buch zeigt nicht zuletzt, wie die Burgunder die Kunst zu ihrem wichtigsten Botschafter machten ... Während die Herzöge ihre Territorien durch Schlachten, Ehen und Verwaltungsreformen vereinten, entstanden in ihrem Schutz die unvergesslichen Meisterwerke eines Jan van Eyck, Rogier van der Weyden oder Hugo van der Goes.»

Le Soir

«In seinem hoch spannenden Buch voller Cliffhanger arbeitet der Autor geschickt mit Perspektivenwechseln. Dadurch fiebert der Leser wie bei einem Roman mit den burgundischen Herzögen mit. ... Und doch ist dieses mitreißende Buch echte *non-fiction*, denn es basiert auf einer gründlichen Kenntnis der Quellen und des neuesten Forschungsstandes. Kurz: originell, außergewöhnlich gut lesbar und historisch zuverlässig.»

Herman Pleij, Professor em. für mittelalterliche Geschichte an der Universität von Amsterdam



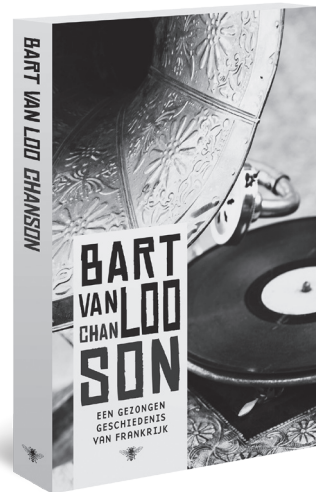
© Koen Broos

DER AUTOR

Bart Van Loo, geboren 1973 in Belgien, ist ein einzigartiges Doppeltalent: Als Romanist, Historiker und Schriftsteller publiziert er seit 2006 Bücher, vor allem zur französischen Geschichte und Kultur. Als Entertainer füllt er Theatersäle, wenn er französische Kultur und Geschichte erläutert, und erreicht mit virtuosen historischen Mini-Colleges im Fernsehen ein großes Publikum. Bart Van Loo lebt mit seiner Familie in Westflandern an der Grenze zu Frankreich.

Seit dem Erscheinen seines Buches **Paris retour. Ein literarischer Reiseführer für Frankreich** (in niederländischer Sprache) im Jahr 2006 lebt Bart Van Loo vom Schreiben. In seinem Debüt begibt er sich auf die Spuren berühmter Autoren des 19. Jahrhunderts wie Victor Hugo, Alexandre Dumas, Balzac, Zola, Maupassant und Flaubert. In den Jahren 2008 und 2010 folgten Bände über die kulinarische Kultur (**Als Koch in Frankreich**) und die erotische Literatur Frankreichs (**O purpurner Spalt!**). Zusammen bilden die drei Bücher die erfolgreiche «Frankreich-Trilogie», die auch als Taschenbuchausgabe erschien.

Seinen Durchbruch als Bestsellerautor hatte Bart Van Loo 2011 mit einer Geschichte Frankreichs in Chansons: **Chanson. Eine gesungene Geschichte Frankreichs**. Auf die Erstausgabe folgten eine illustrierte Ausgabe, verschiedene CDs mit Texten und Musik sowie regelmäßige Auftritte in der Fernsehsendung «Die Welt dreht durch», wo er monatlich anhand von Chansons historische Mini-Colleges gab.





Werbung für die vierteilige Serie «Gott in Frankreich», 2013



Plakat für die Tournee «Chanson. Une Belle Histoire» mit «Eddy et le Vedettes», 2014–2015

2012 und 2013 reiste Bart Van Loo für die vierteilige Fernsehdokumentation **Gott in Frankreich** in einem alten Citroën DS durch Frankreich, auf den Spuren der Tour de France sowie französischer Küche, Literatur und Chansons. Seinen Durchbruch als Bühnen-Entertainer erlebte er 2014 mit der musikalisch-literarischen Show **Chanson. Une Belle Histoire** zusammen mit der Gruppe «Eddy et les Vedettes», die über mehrere Spielzeiten in vielen Theatern aufgeführt wurde.

Auch Bart Van Loos nächstes Projekt, eine **Napoleon-Biographie**, war nicht nur als Buch ein großer Erfolg, sondern auch als musikalisch-literarische Aufführung auf vielen Bühnen.

Bart Van Loos neuestes Buch über **Burgund** erschien 2019 auf Niederländisch und wurde sein bisher größter Erfolg. Das Herzogtum Burgund verschmolz auf einzigartige Weise französische mit deutscher und niederländischer Kultur.

Bart Van Loo – ein frankophiler Flame, der mit einer Französin aus Burgund verheiratet ist – erweist sich mit seinen historischen Büchern und musikalischen Auftritten als idealer Vermittler dieser glanzvollen kulturellen *Mélange*, an die wir uns gerade in Zeiten der neuen Nationalismen und kulturellen Abgrenzungen erinnern sollten. Auf die Anfang 2020 erscheinende deutsche Ausgabe werden Übersetzungen ins Englische (Head of Zeus) und Französische (Flammarion) folgen.



Bart Van Loo als «Burgunder», © Geert Hoeymissen



*Bart Van Loo präsentiert
seine Bücher auf Bühnen
und in Buchhandlungen*

**Weitere Informationen über Bart Van Loo:
www.bartvanloo.info**

BURGUNDISCHES HUSARENSTÜCK

EIN GESPRÄCH MIT BART VAN LOO^{*}

Wer bei der Europawahl wählen geht, sollte erst Bart Van Loos Geschichte Burgunds lesen. Identität, Zusammenarbeit, Angst vor Muslimen, Mächtige, die unsere Sprache nicht sprechen – es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Bart van Loo: Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts existierten die Niederlande und Belgien noch nicht, außer als dünn besiedeltes, sumpfiges Hinterland rivalisierender Reiche. Doch als die Herzöge von Burgund dort an Einfluss gewannen, begann ein Prozess der Staatsbildung. Es war fast eine EU im Kleinen. Unsere Vorfahren zahlten Steuern an französischsprachige Politiker und bekamen dafür eine gemeinsame Währung, einen Beamtenapparat und einen internationalen Gerichtshof. Und als Krönung des Ganzen eine Volksvertretung.

Erinnert das ein wenig an die europäische Vereinigung?

Auf manchen Ebenen ja. Vor allem Philipp der Gute tut viel für eine politische Vereinigung. Er führt zwar Kriege und bestraft Aufständische hart, aber er erkennt auch, dass er nur dann Autorität erlangen kann, wenn er mit den aufsteigenden Städten und dem neuen Bürgertum zusammenarbeitet. Er leitet große juristische Reformen ein und professionalisiert die Verwaltung. Philipp gründet lokale Gerichtshöfe, an denen studierte Juristen den jeweiligen Gebietsherrn als Richter ersetzen. Es entsteht ein Verwaltungsapparat mit Beamten, die ihr Gehalt vom Herzog beziehen. Es gibt dann professionelle Anwälte und Staatsanwälte, es gibt Magistrate und Rechnungshöfe, alles Begriffe, die noch heute verwendet werden.

* Das Gespräch führte Frank Mulder für «vpr boeken», 15. April 2019 (gekürzt, <https://www.vpro.nl/boeken/artikelen/vpro-gids/2019/mei/Bourgondisch-huzarenstukje.html>). Aus dem Niederländischen von Andreas Ecke

Haben die verschiedenen Gebiete etwas gemeinsam?

Zunächst nicht, aber der Handel bringt Flandern, Brabant, Holland und später Seeland einander näher. Philipp festigt die entstehende Bindung durch die Einführung einer gemeinsamen Währung, des *vierlander*, der in allen vier Ländern gültig ist, aber auch in weiteren Gebieten im Umlauf ist. «Eine stabile Währung ist der wichtigste Hebel zur Schaffung von Wohlstand für das Volk», erklärt er sogar. Ein Europaparlamentarier würde das heute mit denselben Worten sagen. Einwohner verschiedener Länder können nun mit dem gleichen Geld bezahlen. Das stärkt das Gefühl der Einheit.

Es gibt aber noch kein gemeinsames politisches Repräsentationsorgan.

Richtig. Doch dann kommt das Jahr 1453, der Fall von Konstantinopel. Philipp, der mit einem Bein in der Neuzeit steht, aber auch noch ein mittelalterlicher Ritter mit entsprechenden Ehrbegriffen ist, will sofort nach Osten aufbrechen, um die Türken zu besiegen, und ruft alle in den Burgundischen Niederlanden dazu auf, ihn zu begleiten.

Um die Muslime aufzuhalten. Es gibt nichts Neues unter der Sonne, Zusammenarbeit gelingt zu allen Zeiten besser, wenn es einen äußeren Feind gibt.

Zuerst noch nicht, aber was macht Philipp? Er veranstaltet das Fest des Jahrhunderts! Eine einzige große Propagandashow. Alle wichtigen Adligen werden nach Lille eingeladen, zu einem gewaltigen Bankett zwischen märchenhaften Wandteppichen, Miniaturkirchen und nachgebauten Burgen. Geschichten aus der antiken Mythologie werden mit Kamelen und Elefanten zum Leben erweckt, die Gänge des üppigen Festmahls bestehen aus jeweils achtundvierzig Gerichten. Befeuert durch den burgundischen Wein, versprechen alle Edelleute feierlich, sich am Kreuzzug zu beteiligen.

So wie die europäischen Politiker feierlich versprechen, das Klima zu retten.

Ach, das ist Politik: Erst große Versprechungen machen, aber dann jahrelang abwarten ... Aber dann geschieht es: Im Januar 1464 kommen

Vertreter sämtlicher Gebiete der Burgundischen Niederlande zum ersten Mal zusammen, alle drei Stände, das heißt, der Adel, die Geistlichkeit und die Bürger der Städte. Im Rathaus von Brügge, das noch heute steht. Das bedeutet nichts anderes als die Geburt der Niederlande im damaligen Sinn. Die erste Tagung der Generalstaaten der Niederlande, vor 555 Jahren. Von da an beginnen diese Gebiete, gemeinsam zu handeln.

Empfinden sich auch alle als Einwohner *eines* Landes?

Nicht gleich. Aber das Gefühl der Gemeinsamkeit wächst in einer Zeit der Krise. Als Karl der Kühne stirbt, greift Frankreich an. Karls Tochter, Maria von Burgund, beruft schnell die Generalstaaten ein und gibt den Niederlanden eine Art Verfassung, das Große Privileg. Als Gegenleistung für die Unterstützung durch die Generalstaaten verspricht sie, nicht ohne deren Zustimmung zu heiraten, Krieg zu führen und Steuern zu erheben. Wieder ein historisches Ereignis von großer Bedeutung.

Aber für den durchschnittlichen Adligen bleibt Brügge so weit weg wie heute Brüssel.

Ja, aber es erwacht eine Art Nationalismus. Die Generalstaaten erklären, dass sie Maria «treu bis in den Tod» bleiben wollen. Die Brabanter sagen, man müsse «Brüder und miteinander vereint» bleiben, um in «wahrer Einheit und Eintracht» die burgundischen Länder «zu bewahren».

Wie kommt es, dass die Burgunder als Genussmenschen gelten?

Man muss sich vorstellen, dass Westeuropa wirklich am Boden liegt, England und Frankreich führen ein Jahrhundert lang Krieg gegeneinander. Die Burgunder können ein Machtvakuum nutzen. Sie sind allerdings keine Könige, nur Herzöge. Weil sie Zugriff auf den Reichtum Flanderns haben, können sie die entstandene Lücke mit reichlich Bling-Bling füllen, in Form von Hochzeitsbanketten und künstlerisch gestalteten Festen, die Propagandazwecken dienen, mit fettem Essen und Wein, so dass alle sehen: Die schöpfen aus dem Vollen, die sind eigentlich Könige.

Haben auch die Herzöge selbst burgundisch gelebt?

Das ist ganz faszinierend. Philipp der Gute betete mehrmals täglich und gab Bettlern Almosen. Er konnte bei Wasser und Brot fasten, aber gleichzeitig verschwendete er Unsummen und war so empfänglich für weibliche Schönheit, dass er sechsundzwanzig uneheliche Kinder zeugte. Und das sind nur die offiziell anerkannten, in Wirklichkeit waren es vielleicht sogar einundsiebzig.

Auch das kennen wir aus dem heutigen Europa: Politiker, die christliche Werte propagieren, aber selbst alles tun, wonach ihnen der Sinn steht. Wenn sie auch zum Glück keine Städte mehr niederbrennen, wenn deren Einwohner ungehorsam sind.

Man sollte eines nicht übersehen: Solche Blutbäder wie im zwanzigsten Jahrhundert haben die Menschen des Mittelalters nicht gekannt. Also, was ist Fortschritt? Ich finde die Vorstellung des «finsternen Mittelalters» im Gegensatz zur aufgeklärten Gegenwart oft reichlich einseitig. Es gibt viel mehr Kontinuität, als wir denken.

Bart Van Loo

BURGUND

DAS VERSCHWUNDENE REICH

*Eine Geschichte von 1111 Jahren
und einem Tag*

Aus dem Niederländischen
von Andreas Ecke

C.H.BECK

INHALT

PROLOG

I

DAS VERGESSENE JAHRTAUSEND

406–1369

Vom Königreich zum Herzogtum 000 |
Von Burgund nach Flandern 000

II

DAS BURGUNDISCHE JAHRHUNDERT

1369–1467

Dem Schlamm entstiegen 000 | Stadt ohne Furcht 000 |
1789 avant la lettre 000 | Die Burgundischen Niederlande im
Werden 000 | Frankreich als burgundisches Zugpferd 000 |
Schönheit und Wahnsinn 000 | Prunksucht und Propa-
ganda 000 | Mord und Sprachenkampf 000 | Arrangierte
Ehen, unbeherrschbarer Tumult 000 | Abgehackte Hand,
gespaltener Schädel 000 | Drei Grafschaften, ein Her-
zog 000 | Der Kampf um Holland und Seeland 000 |
Als Frau oder als Mann? 000 | Goldener Glitter 000 |
Grab und Scheiterhaufen 000 | Schönheit und
Frieden 000 | Der burgundische Traum 000 |
Fasan und Fuchs 000 | Väter und Söhne 000

III
DAS VERHÄNGNISVOLLE JAHRZEHNT
1467–1477

Freudiger Einzug, finsterner Empfang 000 | Die Krone in
Reichweite 000 | Reformen und Neuerungen 000 |
Untergang im Schnee 000

IV
EIN ENTSCHIEDENDES JAHR
1482

V
EIN DENKWÜRDIGER TAG
20. OKTOBER 1496

EPILOG
DER LETZTE BURGUNDER

ANHANG

Dank 000 | Karten 000 | Zeittafel 000 |
Die wichtigsten Personen 000 | Stammbäume und Herrscher-
häuser 000 | Anmerkungen 000 | Literatur 000 |
Bildnachweis 000 | Register 000

II

DAS BURGUNDISCHE JAHRHUNDERT

1369—1467

ODER

wie in einer Epoche der aufblühenden Städte, des erwachenden Individualismus und aussterbender Ritterideale Philipp der Kühne, Johann Ohnefurcht und Philipp der Gute eine neue Dynastie begründeten, die sich bald die reichste, mächtigste und protzigste Europas nennen durfte; aber auch, wie diese burgundischen Herzöge durch Schlachten, Heiraten und Reformen die zersplitterten Niederen Lande zu einem Ganzen zusammenschmiedeten; und nicht zuletzt, wie in ihrem Dunstkreis die unvergesslichen Kunstwerke von Claus Sluter, Jan van Eyck und Rogier van der Weyden entstanden.

*Fruchtbare Mutter, sei begrüßt!
Deine Brüste, voll und glatt,
wölben noch ohne Scham dein Kleid;
zeigst voll stolzer Heiterkeit
den Leib, der Burgund geboren hat.*

LILIANE WOUTERS, MÈRE FLANDRE¹

DEM SCHLAMM ENTSTIEGEN

ODER

wie Flandern in einer sumpfigen Küstenregion
entstand und wie in der frühen Geschichte der
Grafschaft ihre burgundische Zukunft vorgeprägt war.

Fünf Frauen boten ihre Dienste an, doch keine erfüllte die Anforderungen; sie erhielten eine Belohnung für ihre Mühe und kehrten enttäuscht heim. Im Frühjahr 1371 fiel die Wahl der Ärzte schließlich auf eine gewisse Guyote, eine kräftige, mütterliche Frau aus dem französischsprachigen Flandern, mit all jenen Eigenschaften, die sie zur idealen Amme für das Kind Philipps des Kühnen und Margaretes von Flandern machten.

Im Schlafgemach standen überall Fläschchen, Schälchen und Phiolen mit Pflanzenextrakten, Essig, Kampferöl und anderen Mittelchen zur Linderung der Schmerzen der werdenden Mutter. Obwohl die Fackeln, die ein harziges Parfüm verbreiteten, die ohnehin nicht gerade niedrige Temperatur dieser Maitage weiter in die Höhe trieben, durfte der Tradition gemäß kein Fenster geöffnet werden, bevor die Wöchnerin zur Kirche gegangen war. Zur Säuglingsausstattung gehörten zwei Wiegen, eine auf Holzrädern zum praktischen Gebrauch und eine prachtvoll verzierte, luxuriöse Prunkwiege. Für seinen Erstgeborenen war dem Herzog kein Aufwand zu hoch. Die Amme Guyote, die schwer an ihren riesigen Brüsten trug, aß wie ein Scheunendrescher, während Margarete von Flandern stöhnend auf den entscheidenden Moment wartete.

Am 28. Mai war es so weit. Im Rechnungsbuch des herzoglichen Palastes in Dijon berichtet ein kurzer Satz von dem freudigen Ereignis: «Heute wurde *Jehan Monseigneur* geboren.»² Der mit Honig eingeriebene und in Leintücher gewickelte Johann, benannt nach seinem in englischer Gefangenschaft verstorbenen Großvater, forderte gleich lautstark Aufmerksamkeit. Boten verbreiteten die frohe Nachricht nicht nur in Burgund, sondern auch in Flandern. Die Flamen spendeten respektvoll Beifall, wussten aber, dass noch viel Wasser ins Meer fließen würde, bis dieser Säugling ihr Graf wurde. Vorerst musste ja auch sein Vater Philipp noch abwarten; Graf Ludwig von Male, Johanns Großvater mütterlicherseits, behielt das Heft in der Hand.

Als Tochter Flanderns bedachte Margarete die Kirche der Sankt-Adrians-Abtei in Geraardsbergen – die Stadt wurde wegen der Verehrung dieses bei Unfruchtbarkeit angerufenen Heiligen auch *Adrianopolis* genannt – mit einer großzügigen Spende. Sieben Monate nach Johanns Geburt schenkte die Herzogin dem Kloster von Bèze in Burgund eine kleine Wachsfigur mit einem Gewicht von vierzehn Pfund, dem ihres Sohnes zu jener Zeit entsprechend – ein alter Brauch, den sie gern in Ehren hielt. Eine ungewöhnlich große Kuh wurde herbeigeschafft, deren Milch die der Amme Guyote ergänzen sollte; als Johann ein Jahr alt war, hatte man für diesen Zweck schon eine kleine Herde, zu deren Bewachung eigens ein Kuhhirte eingestellt wurde. Später folgten ein *Ménestrel*, der dem Jungen Musikunterricht gab, und ein persönlicher Hofnarr, um ihn bei Laune zu halten. Mit dem Dienstantritt eines Leibarztes, mehrerer Kammerdiener und eines Beichtvaters nahm sein Hofstaat allmählich Gestalt an. Johann war fünf, als er von seinem Jägermeister in die Kunst der Jagd eingeführt wurde, und sechs, als er zum ersten Mal ein Pferd ritt. Der jüngste Spross des Hauses Burgund verbrachte seine Jugend in Gesellschaft sorgsam ausgewählter Freunde aus dem höheren Adel.

Im Gegensatz zu seinem Vater, der als französischer Prinz aufgewachsen war und erst später in enge Beziehung zu Flandern trat, wurde der junge Johann von Anfang an darauf vorbereitet, eines Tages außer über Burgund auch über Flandern zu herrschen. Nicht zufällig nahm Philipp am 13. März 1378 einen gewissen Boudewijn van der Nieppe als Hauslehrer in Dienst. Dieser Priester, der auch ein

juristisches Examen abgelegt hatte, entstammte einer flämischen Adelsfamilie, konnte Johann also das Niederländische beibringen. Dass Philipp selbst *la langue thioise* oder das *Dietsch*, wie die (mittel-)niederländische Sprache in ihren verschiedenen regionalen Varianten genannt wurde, nicht beherrschte, empfand er immer als Nachteil, und der künftige Graf von Flandern legte Wert darauf, dass sein Sohn zweisprachig wurde. Dass dieses Ziel erreicht wurde, darf allerdings bezweifelt werden. Immerhin konnte Johann sich einigermaßen auf Niederländisch verständlich machen, das in seinem Mund zu einem seltsamen Kauderwelsch wurde – ähnlich wie sehr viel später bei einigen belgischen Königen.

Selbstverständlich führte Boudewijn van der Nieppe ihn auch in die reiche Geschichte Flanderns ein. Ein guter Herrscher sprach nicht nur die Sprache seines Volkes, sondern war auch mit dessen Vergangenheit vertraut.

In einem Ausbruch grauenhafter Raserei

Flauma. Aus diesem germanischen Wort ist «Flandern» an Land gekrochen. Buchstäblich: *flauma* bedeutet «überflutetes Land». In der Spätantike und im frühen Mittelalter wurden die flämischen Küstengebiete zweimal täglich überflutet, das Meer drang weit ins Binnenland vor. So entstanden Inseln, von denen Testerep, auch zu Terstreep verballhornt, die bekannteste und größte war. An ihrem westlichen und östlichen Ende wurden Ortschaften namens Westende und Ostende gegründet; der Kirche genau in der Mitte der Insel verdankt der Ort Middelkerke seinen Namen. Auch Veurne lag auf einer kleinen Insel und Sint-Winoksbergen und Oudenburg direkt am Meer, während man heute zehn Kilometer über Land muss, um von diesen drei Orten aus die Küste zu erreichen.

Wo das Land dank kleiner Erhebungen trocken blieb, siedelten sich die ersten Bewohner an, *flaumung* genannt, ein Name, der sich später zu *flåming* wandelte – *flåm* ist die nordseegermanische Form von *flauma*. In diesem halb versunkenen Land an der Nordsee spülte die

Geschichte zunächst Friesen und Sachsen an, erst später Franken. Die Franken waren an der sumpfigen Region kaum interessiert; unter Chlodwig stießen sie deshalb im sechsten Jahrhundert nach Süden vor, über Tournai nach Paris, bis sie schließlich auch Aquitanien und Burgund überrannten. Während ihres Vormarsches durch Belgica Secunda vertrieben sie die Galloromanen ins Gebiet südlich der Römerstraße Boulogne–Bavay–Köln. Nördlich dieser Achse setzte sich das Lateinische nur sehr begrenzt durch, weshalb sich das Westgermanische dort zum Altniederländischen entwickeln konnte. Südlich von ihr wurde aus dem (Vulgär-)Lateinischen über einige Zwischenstufen das Altfranzösische, während entlang der Römerstraße die Sprachgrenze auf dem Gebiet des späteren Belgien entstand. Allerdings nicht als undurchlässige Trennlinie, denn beiderseits davon überlebte in einigen Enklaven die jeweils andere Sprache.

Julius Cäsar war 52 v. Chr. nur bis Boulogne-sur-Mer gekommen, von wo aus er nach Britannien übersetzte. Karl der Große besuchte ein einziges Mal Gent, um die zur Abwehr von Wikingerüberfällen angelegten Verteidigungsanlagen zu inspizieren. Über das, was zwischen diesen beiden Ereignissen lag, ist wenig bekannt, als wäre das dünn besiedelte und regelmäßig überflutete Gebiet ganz unter Wasser verschwunden. Nach der Aufteilung von Karls Erbe wurden die flämischen Küstenregionen westlich von Maas und Schelde Teil des westfränkischen Reiches, das bald Frankreich hieß; es war der Beginn einer langen, konfliktreichen Beziehung zwischen dem Vasallen im Norden und dem Lehnsherren im Süden. In den selbstverständlich auf Latein abgefassten Dokumenten der Karolinger heißt das Gebiet *pagus Flandrensis*, Flanderngau. Der westfränkische König Karl der Kahle belehnte im Jahr 863 höchst widerwillig Balduin Eisenarm (Boudewijn met de Ijzeren Arm / Baudouin Bras de Fer), der so zum ersten Grafen von Flandern wurde, mit der Küstenregion um Brügge. Balduin hatte dem Enkel Karls des Großen seinen Willen aufgezwungen, indem er dessen Tochter Judith entführte, wobei allerdings anzumerken ist, dass sie sich nicht ernsthaft gesträubt hatte. Das Entführen edler Damen war im Mittelalter eine bewährte Methode, eine Heirat gegen den Willen von deren Eltern durchzusetzen, und sie bescherte dem energischen Balduin Frau und Gau.

Hier muss Hauslehrer van der Nieppe eine Pause eingelegt und noch einmal auf seiner Liste nachgezählt haben. Um anschließend Johann zu sagen, dass nach Balduin I. noch fünfundzwanzig Grafen von Flandern bis einschließlich Großvater Ludwig kamen, nach dessen Tod seinem Vater Philipp diese Ehre zufallen würde.

Der Name Brügge (Brugge / Bruges) tauchte Mitte des neunten Jahrhunderts zum ersten Mal auf. Seitdem entwickelte sich der Ort allmählich zur wichtigsten Stadt Flanderns. Unter dem ersten Grafen wurde die alte galloromanische Siedlung an den Ufern der Reie, die sie direkt mit dem Meer verband, zu einem bedeutenden Handelsplatz. Viele der reisenden Händler kamen aus Nordeuropa; den Anlegeplatz, den sie mit ihren Schiffen ansteuerten, nannten sie *bryggia* und verhalfen dem Ort so zu einem Namen mit skandinavischen Wurzeln. Mit seinem Eisenarm sollte Balduin nicht nur recht erfolgreich die Angriffe weniger auf Handel bedachter Nordmänner abwehren, sondern eines Tages auch einen Bären, der die Umgebung Brügges unsicher machte, zur Strecke bringen. Dabei katapultierte er das arme Tier auch gleich ins Stadtwappen, wo es bis heute wacht.

Außer der Küstenregion um Brügge erhielt Balduin schließlich weitere Gebiete und herrschte über das Waasland, das Gebiet von Gent und über Sint-Omaars (Saint-Omer) im heutigen Nordostfrankreich – ein noch unzusammenhängendes und instabiles Herrschaftsgebiet, das von seinen Nachfolgern allmählich erweitert wurde. Mit einigem guten Willen kann man Brügge, wo Balduin Münzen prägen ließ, als erste offiziöse Hauptstadt Flanderns bezeichnen, nur dass natürlich Flandern im späteren Sinn noch nicht existierte, ebenso wenig die moderne Vorstellung der Hauptstadt. Die wichtigsten Städte waren eher Residenzen, gräfliche, herzogliche oder königliche Verwaltungssitze. Mal hielten sich die Grafen hauptsächlich in Brügge auf, mal in Gent – in dessen Sankt-Peters-Abtei Balduins Herz und Eingeweide bestattet worden sein sollen – oder auch in Lille.

Der Ahnherr der flämischen Grafen mochte sein Amt buchstäblich geraubt haben – seinen Ruhm, seine Macht und seinen Beinamen verdankte er aber wie seine Nachfolger vor allem dem Kampf gegen die Normannen. Dabei ist es eine Ironie der Geschichte, dass dem Wikinger-Anführer Rollo nach seiner entscheidenden Niederlage 911

bei Chartres zunächst Flandern angeboten wurde, dass Rollo dieses Angebot aber ausschlug, weil er sich nicht vorstellen konnte, in diesem sumpfigen Land zu verkümmern. Der westfränkische König befahl ihm schließlich, sich in die später nach Rollos Volk benannte Region zurückzuziehen. Hätte Rollo sich doch für das Sumpfland entschieden, dann hieße Flandern heute vielleicht Normandie.

Rollos Sohn Wilhelm Langschwert zog 939 dann doch nach Norden und brachte den flämischen Grafen Arnulf den Großen so in Bedrängnis, dass er die Angriffe nur mit größter Mühe abwehren konnte. Bei Friedensverhandlungen im Jahr 942 nahe Picquigny ließ er den Wikinger-Anführer einen Kopf kürzer machen, und zwar «in einem Ausbruch grauenhafter Raserei und angestachelt durch einen teuflischen Geist»,³ so der normannische Chronist Dudo von Saint-Quentin. Wilhelms Sohn Richard, zur Zeit von Wilhelms Ermordung noch ein Kind, konnte der vorübergehend vom westfränkischen König Ludwig IV. besetzten Normandie überraschenderweise zu neuer Bedeutung verhelfen; er war ihr erster Herrscher, der den Titel *dux* führte. Die Mächtigen des Westfrankenreichs staunten: Nach dem beeindruckenden Burgund und dem großen Aquitanien gab es plötzlich ein drittes Herzogtum im Reich.

Richards Leistung war beachtlich, doch der berühmteste Herzog der Normandie – deren Bewohner bald nicht mehr als Normannen im Sinne von Skandinaviern oder als Wikinger betrachtet wurden – trat erst drei Generationen später in Erscheinung und riss nach der Schlacht bei Hastings die englische Krone an sich. Dieser Wilhelm der Bastard, später besser bekannt als Wilhelm der Eroberer, heiratete 1051 die Flämin Mathilde. Sie war die Tochter des Grafen Balduin V., der sich sehr um die Entwicklung neuer Marktstädte wie Torhout, Ypern, Cassel und vor allem Lille bemühte, was ihm den Beinamen «von Lille» einbrachte; noch heute ehrt ihn die Stadt als ihren eigentlichen Gründer. Als Liebe auf den ersten Blick konnte man die Verbindung seiner Tochter mit Wilhelm kaum bezeichnen. Mathilde verkündete hartnäckig, dass sie lieber Nonne werden wolle, als das Bett mit einem «Bastard» zu teilen. Seine dubiose Herkunft konnte Wilhelm ebenso wenig verbergen wie seine Neigung zu Gewalttätigkeit. Der Legende nach soll er Mathilde an ihren Zöpfen durch die Räume ihres Hauses in Lille

gezerzt haben, um sie sich gefügig zu machen. Erstaunlicherweise scheint das Verhältnis zwischen den Ehegatten dann trotzdem gut gewesen zu sein. Für Wilhelm lohnte sich diese Heirat auch in militärischer Hinsicht, denn bei der Eroberung Englands im Jahr 1066 leisteten flämische Seeleute einen nicht unerheblichen Beitrag. Zwei Jahre darauf wurde Mathilde zur englischen Königin gekrönt.

Dieses kleine Wunder machte die Beziehungen zwischen dem Grafen von Flandern und seinem Lehnsherrn, dem französischen König, nicht einfacher. In den kommenden Jahrhunderten steckte Flandern ständig in einer Zwickmühle, wurde es doch einerseits wegen des steigenden Bedarfs an Wolle für seine wachsende Tuchindustrie immer abhängiger von England, war aber andererseits durch das Lehnverhältnis zur Treue gegenüber Frankreich verpflichtet. Umgekehrt gilt jedoch auch, dass der zunehmende Wohlstand Flanderns zwei bis drei Jahrhunderte lang ein unwiderstehlicher Köder für die beiden gefräßigen Mächte war. Wegen der zahlreichen Heiraten zwischen Mitgliedern des französischen und flämischen Adels, der vielen flämischen Studenten an französischen Universitäten und der weiten Verbreitung der französischen Sprache in der flämischen Elite bestand eine natürliche Verbindung zwischen Flandern und Frankreich, während die Beziehung zu England vor allem wirtschaftlicher Art war. Allerdings nahm gerade die Bedeutung von Handel und Gewerbe in ungeahntem Ausmaß zu.

Diesen Aspekt konnte Hauslehrer van der Nieppe gar nicht genug betonen. Für die flämische Zukunft Burgunds sollte er von großer Bedeutung sein.

Ich dachte, ich sei die einzige Königin in diesem Land

Jahrhundertlang hatte das Meer das flämische Land bedrängt, hatte Breschen hineingeschlagen und war immer weiter vorgerückt, doch Anfang des neunten Jahrhunderts schien sein Ansturm nachzulassen. Regelmäßig ereigneten sich noch Sturmfluten, aber der Meeresspiegel stieg nicht weiter an. Wasserrinnen und Tidenflüsse trockneten immer

häufiger aus, und die auf dem Schwemmland entstehende Vegetation schuf ideales Weideland für Schafe. Zum Schutz gegen Überflutungen wurden primitive Deiche angelegt, mit so großem Erfolg, dass dem Meer ohne Mühe hektarweise Land abgewonnen wurde. Innerhalb von drei Jahrhunderten wurde die Küstenlinie stellenweise um bis zu fünfzehn Kilometer seewärts verschoben, ein Kraftakt, von dem sogar ein Werk der Weltliteratur berichtet. «Wie die Flamen zwischen Wisant und Brügge, / weil sie die Flut fürchten, die dagegen anstürmt, / einen Schutz errichten, damit das Meer zurückweicht»,⁴ schrieb Dante etwa ein halbes Jahrhundert vor der Geburt Johanns von Burgund im 15. Höllen-Gesang seiner *Göttlichen Komödie*. Dass jeder Vorteil einen Nachteil mitbringt, zeigte sich auch damals. Die Verwandlung von Groden und Salzwiesen in Äcker verringerte die Fläche des Weidelandes für Schafe erheblich, weshalb noch mehr englische Wolle für die Tuchindustrie eingeführt werden musste.

Durch umfangreiche Rodungen entstanden auch im Binnenland ständig neue kultivierbare Flächen. Siedlungen schossen praktisch überall wie Pilze aus dem Boden, besonders aber an Wasserläufen. Warum dies so war, dürfte auch dem jungen Johann schnell klar gewesen sein. Der Transport von Waren auf dem Wasserweg war auch zu seiner Zeit viel billiger als der über Land. Wenn sein Vater Philipp Weinfässer von Beaune nach Avignon schickte, kostete ihn die Beförderung mit Pferdefuhrwerken auf den ersten fünfundzwanzig Kilometern bis zur Saône ebenso viel wie die restlichen dreihundert Kilometer per Schiff. Beaune und Dijon waren noch an Römerstraßen entstanden, sie stammten aus der Epoche eines zentralistisch organisierten Kaiserreichs mit gut ausgebautem Straßennetz. Mittelalterliche Städte und Dörfer wurden dagegen vor allem an befahrbaren Wasserwegen gegründet.

Flüsse waren auch die Lebensadern der neuen Grafschaft, die sich aus dem kleinen Gebiet rings um Brügge entwickelte. Etymologen und Ortsnamenkundler schlüpfen am besten in ihre Gummistiefel, um durch den sumpfigen flämischen Urboden zu waten. Lille zum Beispiel war ursprünglich ein Stück trockenes Land im Fluss Deûle, den man dort leicht überqueren konnte, anders gesagt, eine Insel, lateinisch *insula*, französisch *isle*, woraus Lille wurde, wörtlich «die Insel». Auch der

niederländische Name der Stadt lässt sich so herleiten: aus Lissele wurde zunächst Rissele und schließlich Rijsel. Und es fließt noch viel mehr Wasser durch unsere Atlanten. Das keltische Wort *ganda* (Zusammenfluss) ist nicht zufällig Ursprung des Namens von Gent, wo Leie und Schelde sich umarmen, so wie Brügge nicht zufällig um einen skandinavischen Anlegeplatz herum entstand. Das alte Flandern ohne Wasser ist so undenkbar wie ein belgisches Lokal ohne Bier. Wenn in *König Lear* (1606, Handlung um 1500) vom «wässrigen Burgundenland»⁵ die Rede ist, verweist das zweifellos auf die Grafschaft Flandern, die im späten Mittelalter, wie in Shakespeares Tragödie gut zu erkennen, in einem Atemzug mit Burgund genannt wurde.

Dank der umfangreichen Rodungen und Trockenlegungen konnte sich die Grafschaft innerhalb kurzer Zeit zu der am dichtesten besiedelten Region Westeuropas mit einem hohen Grad an Urbanisierung entwickeln. Um 1200 lebte ein Viertel der Bevölkerung in Städten, wobei die Entfernung zwischen diesen Städten höchstens eine knappe Tagesreise betrug, etwa fünf Wegstunden – im damaligen Europa einmalig. Im Lauf des folgenden Jahrhunderts sollte Ypern auf 30 000, Brügge auf 45 000 und Gent sogar auf über 60 000 Einwohner anwachsen. Größer als diese drei Zentren war nördlich der Alpen nur Paris, das wie Venedig die magische Grenze von 100 000 erreichte.

Sobald Barone und Äbte erkannten, dass Wasser sich in Geld verwandeln ließ, lockten sie mit ökonomischen Anreizen Bauern und Arbeiter und überließen ihnen die Mühe der Urbarmachung und des Deichbaus. Das Phänomen des bettelarmen Hörigen, das Teil des gängigen Mittelalterbildes ist, verschwand in Flandern früher als anderswo. Zum Frondienst verpflichtete Halbfreie wurden Pächter oder freie Bauern, es entstand allerdings auch ein ausgebeutetes Proletariat. Der hohe Bedarf an Arbeitskräften trieb das Webereigewerbe von den Dörfern in die Städte, die zu Textilzentren wurden. Dort war auch das nötige Kapital für die Weiterentwicklung der Webtechnik vorhanden. Großen Städten erlaubte der Graf, ihre eigenen Gesetze zu erlassen, und sie erstritten sich Vorteile wie die Verringerung oder Abschaffung von Zöllen. Infolgedessen zogen noch mehr Flamen in die Städte, die reicher und mächtiger wurden. Die Abwanderung vom Land in die Stadt war vom zehnten Jahrhundert an eine der wichtigsten Verände-

rungen im mittelalterlichen Europa, und zusammen mit Norditalien war Flandern dabei Spitzenreiter.

Gent und Brügge wurden bereits im elften Jahrhundert mit Wehranlagen versehen. Befestigte Ortschaften mit ihren meist durch Türme verstärkten Mauern wurden auch als Burgen im weiteren Sinne bezeichnet, wovon sich später die Bezeichnung Bürger für die freien Bewohner der Städte ableitete. Gent hatte zunächst die größte Ausdehnung und war von einer etwa dreizehn Kilometer langen Stadtmauer umgeben. Die mit dem Grafen ausgehandelten Privilegien wurden urkundlich festgelegt und galten auch für ein Gebiet von einer Meile rings um die Stadt, die sogenannte Bannmeile oder *banlieue* (*ban*, «Bann», stand für den Schutz des eigenen Gewerbes vor auswärtigen Händlern, *lieue* war die Meile) – der Name, den später die Vorstädte bekamen. Wer ein Jahr und einen Tag innerhalb der Mauern gewohnt hatte und einige andere Voraussetzungen erfüllte, erhielt die vollen Rechte eines Stadtbürgers und hatte die damit verbundenen Pflichten zu erfüllen.

Die Stadtbewohner schämten sich ihres Reichtums nicht. In Ypern wurde 1230 der Grundstein für die gewaltige Tuchhalle gelegt, und wenig später erstaunte Brügge alle Besucher mit einem beeindruckenden Belfried, der die Markthallen weit überragte. In diesem befestigten Wachturm hing die Sturmglocke, die bei Gefahr und anlässlich von Festen geläutet wurde; außerdem wurden die städtischen Urkunden darin aufbewahrt. Monumentale Bauwerke wie diese wurden im Auftrag der Magistrate errichtet, die hauptsächlich aus reichen Patriziern, Händlern und anderen Unternehmern bestanden. Allmählich wurden die Städte unabhängiger von Königen und Grafen.

Atrecht (Arras), Douai, Lille, Saint-Omer, Brügge, Ypern und Gent entwickelten sich zu Zentren der Tuchindustrie, die weit über die Grenzen Flanderns hinaus berühmt waren und vieles von dem vorwegnahmen, was die Industrielle Revolution vom achtzehnten Jahrhundert an in ganz anderem Ausmaß mit sich brachte: Konzentration einer großen Zahl von Arbeitern auf relativ engem Raum, zunehmende Ausbeutung, steter Zuwachs an technischen Möglichkeiten. Das Ergebnis waren viel Armut und Elend bei den einen und großer Reichtum bei den anderen. «Ich dachte, ich sei die einzige Königin in diesem Land», sagte Johanna, die Gemahlin des französischen Königs

Philipp des Schönen, als sie im Frühjahr 1301 durch die Straßen Brügges schritt, «aber hier finde ich noch sechshundert andere.»⁶ Tatsächlich übertraf das historische Zentrum Flanderns all die anderen Städte. Interessanterweise erreichte der Glanz Brügges seinen Höhepunkt, nachdem die Mächtigen der Stadt sich von der Tuchindustrie abgewandt hatten.

In dieser Stadt erlebte auch Hauslehrer Boudewijn van der Nieppe das glanzvolle Ende seiner Laufbahn, und hier fanden die letzten großen Burgunder und Nachfahren seines Schülers Johann ihre letzte Ruhestätte. In die flämische Geschichte einzutauchen ist unmöglich ohne eine Rundfahrt auf den Kanälen Brügges, von den Einheimischen *Reien* genannt, wenn auch bezweifelt werden darf, dass Boudewijn seinen Schüler auf eine solche Fahrt mitgenommen hat.

*

Die in großem Umfang produzierten Tuche waren keine feine Bett- oder Tischwäsche, sondern teils geschmeidige, teils steife, filzige Wollstoffe, aus denen recht verschleißfeste Kleidung hergestellt wurde. «Alle Völker der Welt werden von englischer Wolle gewärmt, die von flandrischen Arbeitern zu Stoff verarbeitet wird», steht in der im dreizehnten Jahrhundert geschriebenen *Chronica Majora* des englischen Benediktinermönchs Matthew Paris.⁷ Die weit und breit gerühmte Tuchindustrie, denen die Städte Flanderns ihren internationalen Nimbus verdankten, mochte die Perle der flämischen Wirtschaft sein, die höchsten Einnahmen wurden in der Grafschaft aber mit dem Handel erzielt. Brügge wurde zum kommerziellen Nervenzentrum Flanderns und hieß außer englischen und französischen auch deutsche, italienische und spanische Händler willkommen. Neben dem Belfried wurde 1294 mit dem Bau der riesigen «Waterhalle» begonnen; die damals noch auf dem Wasserweg erreichbare Halle war ein architektonisches Meisterwerk, und in ihr konnten französischer Wein, portugiesische Trauben, maghrebinische Datteln, ungarisches Gold, polnischer Bernstein, bulgarischer Hermelin, russischer Zobel, tatarische Seide, armenische Baumwolle und natürlich englische Wolle auch bei typisch flämischem Regenwetter trocken entladen werden.

Der internationale Handel umschlang Brüssel mit seinen Tentakeln und verspeiste es mit Haut und Haaren. Der Jahrmarkt, offiziell im Mai eröffnet, schien wie ein rastloses Ungeheuer das ganze Jahr über Waren zu verdauen. Bordelle, Spielhöllen und Badehäuser drängten sich wie gierige Parasiten an die Welt des Handels und der Hochfinanz. Als Johanns Vater die Bürger Brügges 1369 zur Feier seiner Hochzeit mit Margarete von Flandern mit einem festlichen Turnier beglückte, zählte die Stadt hundervierzig Freudenhäuser, ungefähr sechsmal so viele wie zu Beginn des Jahrhunderts. Der einflussreiche italienische Rabbi Judah Mintz erklärte die Verwandlung Brügges in die liederlichste Stadt des Kontinents augenzwinkernd folgendermaßen: «Die Gojim halten es für gut, auf den Märkten und Plätzen der Stadt und in allen Winkeln ihrer Häuser Prostituierte zu platzieren, als wollten sie sich dadurch vor einer schwereren Sünde bewahren, nämlich vor einem Verhältnis mit einer verheirateten Frau.»⁸

Ebenso beeindruckend wie der Zuwachs an Prostituierten war der Rückgang bei den Textilarbeitern. Machten sie zu Beginn des Jahrhunderts noch die Hälfte der Bevölkerung Brügges aus, so sank ihr Anteil nach 1400 auf ein Viertel. Während in Gent weiterhin über die Hälfte der Einwohner Handwerker waren, war Brügge zu einer Stadt der Kaufleute, Makler und Wechsler geworden. Bei den Wechselbüros konnte man auch Geld deponieren und später wieder abheben; sie entwickelten sich allmählich zu den Vorgängern unserer heutigen Banken. Das um 1285 erbaute Haus der Familie Van der Beurze wurde zum wichtigsten Treffpunkt von Maklern, die dort Wechsel ankauften und verkauften. «Ter Beurze» war *der* Ort für Wechselgeschäfte, das war in Brügge und weit darüber hinaus allgemein bekannt. Als vergleichbare Einrichtungen in Antwerpen und Amsterdam später ebenfalls *beurs* genannt wurden, landete der Familienname im Wörterbuch, nicht nur des Niederländischen, sondern auch des Deutschen (*Börse*), Italienischen (*borsa*), Französischen (*bourse*) und Russischen (*birža*).

Flandern verwandelte sich aus einem rückständigen Sumpfland ins «Silicon Valley» des Mittelalters, in eine auf industriellem, technischem und kommerziellem Gebiet tonangebende Region. Während Gent zum aufsässigen politischen Machtzentrum der Grafschaft wurde, entwickelte sich Brügge zum größten Geldmarkt Europas. Ohne allzu

sehr zu übertreiben, könnte man Brügge als die Wiege des Kapitalismus in Westeuropa bezeichnen.

Wir bleiben Flamen, gleich welche Sprache wir sprechen

Jehan Monseigneur hing an den Lippen seines Hauslehrers. Van der Nieppe konnte nicht ahnen, dass sein Schüler als «der mörderische Fürst» und «Johann Ohnefurcht» in die Geschichte eingehen würde. Keine anderen Beinamen hätten seinen blutigen Ruhm besser durch die Jahrhunderte bis in unsere Zeit erhalten können. Im Gegensatz zu seinem Vater vertraute Johann eher auf das Schwert als auf die Macht des Wortes; nicht Diplomat, sondern Kriegsherr sollte er werden. Vielleicht gefielen ihm deshalb alte Geschichten von Feindschaft und Krieg besonders gut.

Der Waffenlärm aus diesen Geschichten ertönte nun auch in seiner Welt; das ebenso reiche wie rebellische Flandern geriet in Aufruhr, was seinem Vater große Sorgen bereitete. Johann, noch keine zwölf, wurde aus allem herausgehalten, aber Gerüchte kamen ihm doch zu Ohren. Trotzdem ging das Leben seinen gewohnten Gang, der häusliche Unterricht fand wie immer statt, und der Junge versuchte, mit seinen Gedanken bei der Sache zu bleiben. Es blieb ihm nichts anderes übrig, denn in zwei Jahren würde er seine ersten Schritte in der Öffentlichkeit tun müssen.

Neugierig war er auf jeden Fall, und ein wacher Geist konnte aus den Geschichtslektionen des Hauslehrers einiges lernen. Johann hatte schnell verstanden, dass die inneren Konflikte (zwischen Stadt und Graf) und äußeren Spannungen (zwischen dem flämischen Grafen und dem französischen König), die in der Vergangenheit immer wieder zu gewaltsamen Konfrontationen geführt hatten, auch im Flandern seiner Zeit noch gefährlich waren.

Wie so oft hörte der Junge mit halb geschlossenen Augen zu. So sehr er sich auch anstrengte, um während der langen Unterrichtsstunden bei der Sache zu bleiben, das Aneignen von Schulwissen war offensichtlich nicht seine Sache. Lieber bereitete er sich auf den ande-

ren Teil seiner künftigen Pflichten vor: Er musste nicht nur ein guter Herrscher, sondern auch ein guter Ritter werden. Dass sein Schüler einmal mit Bedrohungen und Gewalt konfrontiert sein würde, muss für Boudewijn van der Nieppe ganz selbstverständlich gewesen sein.

Er konnte ihm nur so viel Wissen und Weisheit wie möglich eintrichtern, und das war einfacher, wenn er seine Lektionen mit der richtigen Dosis an Heldenerzählungen würzte. Die Geschichte der «Sporenschlacht» war da genau das Richtige – sie war hochaktuell, kündigten sich in ihr doch die Konflikte an, in die Johanns Vater und nach ihm Johann selbst verwickelt wurden, und sie handelte von einem historischen Geschehen, das wie kaum ein anderes der Geschichte Flanderns Farbe verlieh.

*

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts kam es innerhalb der großen flämischen Städte zu Konflikten zwischen den reichen, französischsprachigen Patriziern (nach der Lilie, dem Symbol der französischen Krone, *leliaards* genannt) und dem benachteiligten einfachen Volk, das *Dietsch*, also Mittelniederländisch sprach (später als *klaawaards* bezeichnet, nach den Pranken des Löwen im flämischen Wappen) – das ohnehin schwierige Verhältnis zwischen dem Grafen und den Städten wurde dadurch noch komplizierter. Die Vertreter der Handwerker und Arbeiter wandten sich an den Grafen Guido von Dampierre, der Verständnis für ihre Klagen hatte und selbst den wachsenden französischen Einfluss zurückdrängen wollte, doch seine Versuche, ihre Situation zu verbessern, scheiterten am Widerstand der Magistrate, die auf die Unterstützung des französischen Königs Philipp des Schönen rechnen konnten.

In seiner Ratlosigkeit ging Johanns Ahne Guido ein Bündnis mit den Engländern ein, aber Philipp reagierte umgehend, indem er die fünf größten Städte französischer Verwaltung unterstellte. Im Jahr 1300 wurden der Graf und sein ältester Sohn Robert gefangen genommen. Das Ende der Grafschaft schien besiegelt, doch die hohen Steuern, die Philipp nach seinem «Freudigen Einzug» in den flämischen Städten erhob, fachten die Unzufriedenheit in der Bevölkerung an.

Am 18. Mai 1302 schnitten aufgebrachte Einwohner Brügges nicht nur annähernd tausend Soldaten der französischen Garnison, sondern auch etwa hundertzwanzig reichen Bürgern, die auf Seiten der französischen Krone standen, die Kehlen durch; das Massaker in den frühen Morgenstunden ging als «Brügger Frühmette» in die Geschichte ein. Der erzürnte Philipp setzte ein Ritterheer in Marsch, das dieses renitente flämische Volk Mores lehren sollte, doch allen Voraussagen zum Trotz fügten Handwerkermilizen und bewaffnete Bauern der königlichen Streitmacht am 11. Juli bei Kortrijk (Courtrai) eine vernichtende Niederlage zu. Das *volc te voet*, das «Volk zu Fuß» triumphierte über die schwere Kavallerie, die im sumpfigen Gelände stecken blieb; die französischen Lilien versanken buchstäblich im flämischen Flauma. Hunderte auf dem Schlachtfeld erbeutete goldene Sporen hingen von da an als funkelnde Kriegstrophäen in der Liebfrauenkirche von Courtrai.

Noch heute empfinden manche Flamen Stolz auf diesen Kraftakt. Militärisch war er tatsächlich bemerkenswert. Wohltrainierte Schlachtrösser und Ritter in geölten Rüstungen, die Lanzen mit scharf geschliffenen Spitzen zum Angriff eingelegt, waren keine Garantie mehr für Triumph und Ruhm. Als der flämische Schriftsteller Hendrik Conscience nach der Unabhängigkeit Belgiens die Sporenschlacht der Vergessenheit entriss, ging es aber um andere Dinge. Die romantische Verklärung der Ereignisse in *De leeuw van Vlaenderen* (1838, deutsch *Der Löwe von Flandern*, 1846) entfaltete im neunzehnten Jahrhundert eine ungeheure Wirkung; der Roman schuf den Mythos vom Sieg des flämischen Niederländischen über das Französische. Obwohl der 11. Juli in der Region Flandern 1973 zum Feiertag erhoben wurde, kann von einem revolutionären Sprachenkampf im frühen vierzehnten Jahrhundert keine Rede sein. Auf französischer Seite kämpften *Dietsch* sprechende Ritter aus Brabant, während der von den Franzosen gefangen genommene flämische Graf Französisch sprach. Vor der Konfrontation hatten die Einwohner von Dowaaï (Douai) ihre flämische Identität noch feierlich in ihrer (mittel-)französischen Muttersprache beschworen: «Tos Flamens, tos Flamens estons! Par Dieu ... por nient en parleis, car tos summes et serons Flamens!»⁹ – «Alle, alle sind wir Flamen! Bei Gott, gleich welche Sprache wir sprechen, denn wir sind und bleiben Flamen!»

Im Grunde war das flämische Bündnis in der Sporenschlacht eine opportunistische Allianz unterschiedlicher Parteien, die sich gegen ungerechte Besteuerung durch den französischen Lehnsherrn wehrten und sich gegen die mit ihm kollaborierenden französischsprachigen Patrizier erhoben. Am 11. Juli 1302 zeigte sich vor allem, dass die Stadtbewohner in Abwesenheit des Grafen eigenständig handelten; sie wollten ihre Angelegenheiten künftig selbst regeln und waren dafür bereit, den König und seine Handlanger bis zum Äußersten zu bekämpfen.

Philipp der Schöne ließ es hierbei aber nicht bewenden; wenige Jahre später unternahm er einen weiteren Feldzug und präsentierte den Flamen die Rechnung. Die Grafschaft musste französischsprachige Gebiete an Frankreich abtreten; betroffen war die Gegend um Lille und Douai; die weiter westlich gelegene Region von Dünkirchen, Cassel, Bergues (Sint-Winoksbergen) und Hazebrouck (Hazebroek) in der sogenannten Französischen Westecke (Frans Westhoek/ Westhoek français) war seit jeher niederländischsprachig. Der König konnte aber nicht in allem seine Ziele verwirklichen. Er musste den Fortbestand Flanderns als Grafschaft akzeptieren; außerdem gestand er den Zünften über ihre hergebrachten sozialen und ökonomischen Funktionen hinaus politische Mitbestimmung in den Magistraten zu.

Schon seit längerer Zeit lagen Veränderungen in der Luft. Im Jahr 1176 hatten städtische Milizen in der Schlacht von Legnano nahe Mailand das Heer Friedrichs I. Barbarossa besiegt. Auch der Nimbus des großen römisch-deutschen Kaisers hatte die norditalienischen Städte nicht davon abgehalten, sich gegen ihn zu verbünden und unter einem lokalen Diktator nach Autonomie zu streben. Eine solche Entwicklung hatte Philipp der Schöne zunächst verhindert, doch seine Blindheit gegenüber dem neuen städtischen Machtfaktor bescherte Frankreich und Burgund im vierzehnten Jahrhundert noch eine Reihe militärischer Konfrontationen mit flämischen Stadtmilizen.

Natürlich erfuhr Johann von Burgund von seinem Hauslehrer, dass sein Vater durch die vorteilhafte Heirat außer der Grafschaft auch die verlorenen Gebiete des französischsprachigen Flandern unter seine Kontrolle gebracht hatte. Und dass er seinem Bruder, dem französischen König Karl V., vorgespiegelt hatte, diese Gebiete später der französischen Krone zurückgeben zu wollen. Das Gegenteil war der

Fall, Philipp war fest entschlossen, sie für immer zu behalten. Der Herzog war stolz darauf, dass die Grafschaft französischsprachige Städte wie Lille, Douai und Cassel dank ihm und dank Burgund wieder als flämischen Besitz betrachten durfte.

Er machte seinem Sohn unmissverständlich klar: Diese Gebiete geben wir nie wieder her.

Ein Schuhmacher spaltete ihm den Schädel mit einem Beil

Je weiter sein Hauslehrer sich der Gegenwart näherte, desto größer Johanns Aufmerksamkeit und Interesse. Da war nun endlich seine eigene Zeit, das verfluchte vierzehnten Jahrhundert, in dem die Pest ihre Aufwartung machte, vor allem aber die Epoche des nicht enden wollenden englisch-französischen Krieges. Der internationale Konflikt, der sich einige Jahrzehnte später durch Johanns Zutun noch verschärfte, betraf auch Flandern. Als der englische König Eduard III. sich 1337 aufmachte, die französische Krone zu erobern, stellte man sich in Flandern überall die eine Frage: Auf wessen Seite sollte man sich schlagen?

Graf Ludwig von Nevers und Flandern, Johanns Urgroßvater mütterlicherseits, erfüllte mehr als seine Pflicht gegenüber dem französischen Lehnsherrn und nahm englische Kaufleute gefangen. Der englische König reagierte äußerst empfindlich auf diese Provokation und unterband die Ausfuhr von Wolle nach Flandern wie auch die Einfuhr flämischer Tuche. Als die flämischen Webstühle zum Stillstand kamen, drohte der gesamten Wirtschaft Flanderns das gleiche Schicksal. Für die Städte war die Sache klar: Allen Lehnungsverpflichtungen gegenüber Frankreich zum Trotz blieb englische Wolle die Voraussetzung ihres Wohlstands. Auch die Herzogtümer Brabant und Geldern teilten diese Einschätzung, so dass sich zum ersten Mal ein kleines Bündnis von Teilen der Niederen Lande bildete, das England zu beschwichtigen versuchte. Wie so oft übernahm Gent eine Führungsrolle. Anfang des Jahres 1338 wurde durch eine Volksversammlung in Gent ein neuer Magistrat aus fünf sogenannten Hauptmännern mit einem gewissen

Jacob van Artevelde als erstem Hauptmann gewählt. Ludwig von Nevers musste zähneknirschend feststellen, dass Jacob van Artevelde ihn ausmanövrierte; nicht der Graf, sondern ein Tuchhändler war Herr in Flandern. Sogar der französische König gab nach und erlaubte der Grafschaft, eine neutrale Position einzunehmen. Eduard III. akzeptierte diese Lösung, die Wollausfuhr wurde wieder aufgenommen.

Der flämische Graf hatte wenig Lust, diese demütigende Situation zu ertragen, und flüchtete nach Paris. Nun hatte der reiche Kaufmann völlig freie Hand, und ihm kam die Idee zu einer grandiosen Masquerade. Am 26. Januar 1340 stand Jacob van Artevelde in der ersten Reihe, als Eduard III. auf dem Genter Vrijdagmarkt zum König von Frankreich gekrönt wurde. Mit dieser rein symbolischen Zeremonie gab der Tuchhändler seiner Politik eine rechtliche Grundlage – Flandern blieb ja dem «französischen König» treu – und er verschärfte die Spannungen zwischen Frankreich und England in der Anfangsphase des Hundertjährigen Krieges.

Trotz oder vielleicht gerade wegen der Unterstützung durch England hielt sich Jacob van Artevelde nicht mehr lange an der Macht. Frankreich verhängte ein Getreide-Embargo und traf damit einen wunden Punkt Flanderns. Wirtschaftlich war die Grafschaft abhängig von englischer Wolle, aber für die Ernährung der immer zahlreicheren Bevölkerung war man auf französisches Getreide angewiesen. Dieses Problem konnte auch der mächtige Artevelde nicht lösen. Als bekannt wurde, dass er Eduards Krieg mit flämischem Geld finanzierte und außerdem plante, den «Schwarzen Prinzen» zum neuen Grafen von Flandern zu machen, wurde seine Position unhaltbar. Sogar das anglophile Gent bäumte sich auf.

Am 24. Juli 1345 stürmte eine aufgebrachte Menge Arteveldes Haus, lautstark unmissverständliche Drohungen ausstoßend, wie ein anonym Chronist berichtet. Der Rest liest sich wie eine Passage aus einem Kriminalroman. «Sie brachen ins Haus ein, und Jacob wollte durch den Stall entkommen, aber ein Schuhmacher lief ihm nach und spaltete ihm den Schädel mit einem Beil.»¹⁰ Es war das blutige Ende eines knappen Jahrzehnts, in dem Flandern wie eine sonderbare Art von Republik regiert wurde; die ganze Zeit hatte Johanns Urgroßvater Ludwig von Nevers grollend im Pariser Exil gelebt. Dem Grafen von Flandern war

nicht einmal ein schönes Comeback vergönnt, er kam ein Jahr später auf dem Schlachtfeld von Crécy ums Leben.

Der junge Johann von Burgund lauschte mit angehaltenem Atem der Erzählung Boudewijn van der Nieppes. Mit dem Jahr 1346, in dem Ludwig von Male die Herrschaft in Flandern antrat, wurde Geschichte zu greifbarer Realität. Stolz vernahm er, dass sein immer noch munter regierender Großvater zunächst zwischen Frankreich und England laviert und dabei einen schwierigen Balanceakt vollführt hatte. Er hatte die allzu stark gewachsene Macht Gents und anderer großer Städte wie Brügge und Ypern vorübergehend einschränken können. Außerdem hatte er die brabantischen Herrlichkeiten Antwerpen und Mecheln gewaltsam der Grafschaft Flandern einverleibt. So konnte er zunächst verhindern, dass die Schelde sich zum wichtigen Transportweg entwickelte; Antwerpen als Hafenstadt blieb noch im Schatten Brügges. Damit waren aber die Erfolge von Johanns Großvater schon aufgezählt. Der Krieg mit Brabant hatte außerordentlich hohe Kosten verursacht, die zum größten Teil von den Bürgern der Städte aufgebracht werden mussten. Wieder protestierten die Genter am lautesten, womit sich weiteres Unheil ankündigte.

Wenn es damals in Gent regnete, nieselte es in Paris; Jacob van Artevelde inspirierte rebellische Bürger französischer Städte. Étienne Marcel, Vogt der Kaufleute von Paris und wie Artevelde Tuchhändler, führte 1358 einen Aufstand gegen den Dauphin Karl an, den ältesten Bruder Philipps des Kühnen (ihr Vater, König Johann der Gute, war zu dieser Zeit noch in englischer Gefangenschaft). Eine Volksmenge, von Marcel mit dem Schlachtruf «Gent!» angefeuert, stürmte das Palais de la Cité, wo Marcel in Karls Gemächer eindrang und vor dessen Augen zwei seiner engsten Vertrauten ermorden ließ. Außerdem wurde der Dauphin gezwungen, eine rot-blaue Mütze aufzusetzen, die als Erkennungszeichen eingeführte Kopfbedeckung der Aufständischen mit den Farben der Pariser Bürgerschaft.

Man muss unweigerlich an den 20. Juni 1792 denken, an dem die Sansculottes die Tuilerien stürmten und Ludwig XVI. zwangen, eine blau-weiß-rote Kokarde anzustecken – wieder die Farben von Paris, diesmal mit dem königlichen Weiß dazwischen, die spätere Fahne der französischen Nation. Es ist, als hätte man an jenem warmen Junitag

des Jahres 1792 die lange zurückliegende Szene des 22. Februar 1358 nachgespielt; als wären im kollektiven Gedächtnis der Nation bestimmte Ereignisse aus der Vergangenheit an die Oberfläche gelangt.

Der Dauphin verließ kleinlaut den Palastkomplex, dessen als Conciergerie bezeichneter Teil in ein Gefängnis umgewandelt wurde, und wählte den Louvre als königliche Residenz. Marcel wurde schließlich wie Artevelde von einer gegnerischen Gruppe von Bürgern umgebracht. Dennoch: Es hatte sich gezeigt, dass die Macht von Herrschern nicht mehr als gottgegeben betrachtet wurde. Macht würde von nun an entweder geteilt oder in Frage gestellt werden.

Nach Gent und Paris flammten auch in anderen europäischen Städten bürgerliche Revolten auf. Und überall war dabei der Name der flämischen Stadt zu hören; «Gent!» war zu einem revolutionären Schlachtruf geworden.

STADT OHNE FURCHT

ODER

wie Gent sich zur verwegensten Stadt des westlichen Europa entwickelte, wie das Abendländische Schisma außer der Kirche auch den flämisch-burgundischen Bund spaltete, außerdem aber, wie die burgundischen Herzöge inzwischen aufrichtig ihren Glauben praktizierten.

Innerhalb von drei Jahrhunderten hatte sich Flandern vollkommen verändert. Alte Überschwemmungsgebiete und Wasserläufe waren verschwunden, Wälder aus der Zeit der Kelten abgeholzt; Grafen hatten die Abhängigkeit von Frankreich zu verringern versucht, sie aber oft genug nur vergrößert, Städte waren wie Pilze aus dem Boden geschossen, und die Tuchindustrie hatte das Land in eines der reichsten Europas verwandelt. Um es zu bleiben, war die Grafschaft auf konstanten Nachschub an englischer Wolle angewiesen und auf Massen von ehemaligen Hörigen, die zu Handwerksgesellen oder ausgebeuteten Arbeitern geworden waren.

Es wäre eine Untertreibung zu sagen, dass es für den jungen Johann von Burgund nicht einfach gewesen sein kann, diese komplexe Geschichte zu verstehen. Schon die aktuellen Entwicklungen waren verwirrend genug. Natürlich interessierte ihn in erster Linie, was sich in diesem rebellischen Flandern im Augenblick tat. Um das erläutern zu können, musste Hauslehrer Boudewijn van der Nieppe einen Umweg

über das Abendländische Schisma machen, das die katholische Kirche spaltete. Wie aber sollte man einem Jungen in Johannis Alter erklären, dass 1378 plötzlich zwei Päpste behaupteten, der wahre Stellvertreter Christi auf Erden zu sein? Einer in Rom, der andere in Avignon? Dass außerdem beide ihre Anhängerschaft hatten? Und dass sich Burgund wie Frankreich für Avignon entschieden hatte und Flandern für Rom?

Zunächst musste van der Nieppe ins Jahr 1305 zurückkehren, in dem der gerade gewählte französische Papst Clemens V. sich nicht in die von gewaltsamen Machtkämpfen heimgesuchte Stadt Rom, sondern nach Lyon begab. Der französische König Philipp der Schöne mochte sich 1302 an den Flamen die Zähne ausgebissen haben; wie viel Macht er tatsächlich besaß, zeigte sich jedoch, als er diesen Papst vier Jahre später als Figur auf dem europäischen Schachbrett nach Avignon verschob. Die Stadt gehörte formal noch zum Heiligen Römischen Reich, lag aber unmittelbar an der Grenze; am anderen Ufer der Rhône, die man auf einer viel besungenen Brücke überqueren konnte, begann das Königreich Frankreich. Die Päpste wussten, dass sie dort Schutz genossen, aber auch genau beobachtet wurden.

In Avignon wurde ein kolossaler päpstlicher Palast erbaut; dort arbeitete die Kirche an einer stärkeren Zentralisierung, wofür sie dem Papst, der Kurie und der päpstlichen Kanzlei mehr Machtbefugnisse verlieh. Der Traum von einer Rückkehr nach Rom blieb währenddessen lebendig, doch erst 1376 war es so weit, dass wieder ein Papst in die Heilige Stadt fahren konnte. Kurz vor der angekündigten Abreise Gregors XI. schickte der französische König Karl V. einen Diplomaten mit klingendem Namen in den Süden, keinen Geringeren als Philipp den Kühnen, den tatkräftigsten und energischsten Bruder des Königs. Sein Auftrag lautete ebenso schlicht wie klar: den Papst dazu überreden, in Avignon zu bleiben. Johann war fünf, als sein Vater diese wichtige Reise unternahm.

Während sein Schiff die Rhône hinabglitt, konnte Philipp auf erfolgreiche Jahre in seinem Herzogtum zurückblicken. Er hatte Burgund von umherstreifenden Banden gesäubert, das Marktwesen verbessert und angefangen, den Weinbau zu modernisieren. Gerade der Erfolg des berühmten Exportprodukts hatte nämlich paradoxerweise zu einem Absinken der Qualität geführt; überall herrschten Nachläs-

sigkeit und Bequemlichkeit. Philipp weckte die burgundischen Winzer aus ihrem Schönheitsschlaf, und zwar mit einem Bündel detaillierter Maßnahmen, aus denen er 1395 schließlich ein großes Weingesetz destillierte. Sein wichtigster Eingriff war vielleicht die Verbannung der Gamay-Rebe, die nach Ansicht des Herzogs nur für «bitteren Wein in großen Mengen» zu gebrauchen war und deshalb «mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden musste».¹ Der Gamay wehrte sich lange, floh dann aber nach Süden und wurde zur bevorzugten Rebsorte des Beaujolais. Der Pinot noir, der auf den für Burgund typischen Lehm- und Kalkböden besser gedieh, begann sich durchzusetzen und zu der burgundischen Rebsorte schlechthin zu entwickeln. Der Herzog, der selber in Beaune, Pommard und Vonlay Weingärten besaß, ließ seinen besten Burgunder fließen, um flämische oder französische Patrizier und Adlige einzulullen; ansonsten bot er die Fässer einfach an den Toren des herzoglichen Palastes in Dijon zum Kauf an. In jedem Herbst war es ein großes Ereignis, wenn sein *nouveau vin* eintraf.

Philipp wusste, dass ein Fass aus Beaune zähe Verhandlungen in Fluss bringen konnte, und er versuchte, den Papst in Avignon mit einer größeren Lieferung von Spitzenweinen günstig zu stimmen. Hatte Petrarca, der in Avignon aufgewachsen war, als sein Vater als Jurist am päpstlichen Hof arbeitete, nicht geklagt, dass die Kurie unbedingt in Avignon bleiben wollte, um die Weine aus Beaune immer in Reichweite zu haben? Doch der Stellvertreter Christi blieb unnachgiebig, reiste nach Rom ab und ließ Philipp mit vollen Fässern zurück. Mit der französischen Kontrolle über die Kirche schien es vorbei zu sein. Allerdings starb Gregor XI. knapp ein Jahr nach seiner Ankunft in Rom. Und dann geschah wieder etwas, womit niemand gerechnet hätte.

Obwohl die französischen Kardinäle im Konklave eine deutliche Mehrheit hatten, wählte das Kardinalskollegium, von einer aggressiven römischen Menge unter Druck gesetzt, sicherheitshalber einen italienischen Papst. Warum auch nicht? Diesen jungen, unerfahrenen Mann, der den Papstnamen Urban VI. annahm, würde man wohl unter Kontrolle halten. Aber dem neuen Kirchenoberhaupt stieg die Macht bald zu Kopf; den Kardinälen gegenüber trat er zunehmend selbstherrlich auf, und sein Versprechen, nach Avignon zurückzukehren, nahm er zurück. Angesichts von so viel Starrsinn verließen die französischen und einige

andere Kardinäle Rom und wählten in Fondi aus ihren Reihen einen Gegenpapst. Der Franzose Robert von Genf, der den Papstnamen Clemens VII. annahm, war allerdings auch nicht gerade ein sanfter Kirchenmann. Ein Jahr zuvor hatte er, mit dem Auftrag bedacht, papstfeindliche Aufstände in Oberitalien niederzuschlagen, in der Stadt Cesena Tausende von Bürgern abschlachten lassen. Das furchtbare Blutbad war den Menschen noch frisch im Gedächtnis. «Tod dem Antichristen!», wurde in den Straßen von Rom gerufen, und der «Henker von Cesena» floh aus Italien Hals über Kopf nach Avignon. Von der provenzalischen Stadt aus ließ er verkünden, dass er der einzige rechtmäßige Papst sei. Urban VI. zeigte sich unbeeindruckt und blieb stur auf dem römischen Papstthron sitzen. Und plötzlich hatte die katholische Christenheit ein gewaltiges Problem: Welchem Papst sollte sie folgen?

Der französische König Karl V. legte Wert auf möglichst große Nähe des kirchlichen Machtzentrums zu Paris und entschied sich für Clemens; Erbfeind England wählte daraufhin, wie nicht anders zu erwarten, die Seite seines Gegenspielers. Seinem anglophilen Ruf entsprechend und zur Zufriedenheit der flämischen Städte tat Graf Ludwig von Male es den Engländern gleich, so dass die Grafschaft, obwohl französisches Lehnsgut, die kirchliche Autorität Roms anerkannte. Sein Schwiegersohn Philipp von Burgund musste tatenlos zusehen und akzeptierte zähneknirschend die Entscheidung seiner zukünftigen Untertanen; sein Bruder Karl V. dagegen geriet in Zorn und bezeichnete die Flamen als Verräter.

Wie eine Hure bei einer Orgie

Deshalb haben wir seit dem Herbst 1378 zwei Päpste, einen falschen, den in Rom, und einen richtigen, den in Avignon. So ungefähr dürfte Boudewijn van der Nieppe es gegenüber seinem Schüler ausgedrückt haben. Und damit kam er bei seinem Geschichtsunterricht mitten in der Gegenwart an.

Die jüngsten Verwicklungen riefen bei Johann insofern kein allzu großes Befremden hervor, als Religion in seinem Leben eine bedeu-

tende Rolle spielte. Dank der religiösen Anleitung durch seine fromme Mutter und des Unterrichts bei Boudewijn van der Nieppe, der schließlich Priester war, kannte er die Bibel und wusste auch über innerkirchliche Konflikte Bescheid. Der Katholizismus hatte sich schon früh in seinem Geist verankert und prägte ihn, bis seine Feinde ihn vier Jahrzehnte später auf bestialische Weise umbrachten. Bei dieser Gelegenheit wurde in den wie immer sorgfältigen Aufzeichnungen der herzoglichen Kanzlei festgehalten, dass Johann «ein besonders schönes und reich verziertes Brevier» bei sich trug.²

Er war achtzehn Monate, als er zum ersten Mal zur Kirche ging, besser gesagt, von seiner Mutter Margarete getragen wurde. Ein Herzogssohn konnte nicht früh genug gebildet werden, und so lernte er schon im Alter von drei Jahren mit der Psalmensammlung *Sept Psaumes* lesen, zunächst also (Mittel-)Französisch; das (Mittel-)Niederländische folgte später. Im März 1378, kurz bevor Schismatiker die Kirche spalteten, erhielt er als Sechsjähriger sein erstes Gebetbuch aus den Händen Guillaume de Vallans, des Beichtvaters Philipps des Kühnen.

Wie sein Vater wählte er einen Dominikaner als Beichtvater. Die Dominikaner waren berühmt für ihre Wanderprediger, die mit spektakulären Auftritten Menschenmassen hinreißen konnten. Die burgundischen Herzöge waren nicht unempfänglich für rhetorische Kunststückchen, nahmen aber die Mahnungen zur Mäßigkeit nicht allzu wörtlich. Beichtväter bekleideten am Hof ein wichtiges Amt. Sie nahmen dem Herzog die Beichte ab, erteilten ihm die Absolution, predigten natürlich auch regelmäßig und verfassten ihrem Brotherrn zuge dachte religiöse Traktate. Wie Philipp war Johann fromm und gab später nicht nur beträchtliche Summen für karitative Zwecke aus, sondern unterzog sich auch in vorbildlicher Weise religiösen Übungen. Er nahm täglich an der Messe teil und betete an hohen Feiertagen sämtliche Stundengebete von der Matutin bis zur Komplet, so wie seine Eltern es ihm vorgelebt hatten, hin und wieder hielt er sogar eine Nachtwache. Bei Ortswechseln musste die Route so gewählt werden, dass sie Kirchen und Abteien berührte; jede noch so unbedeutende Reise wurde dadurch zur Pilgerfahrt veredelt.

Nicht anders als mittelalterliche Durchschnittsmenschen glaubten die burgundischen Herzöge fest an die Macht von Reliquien: Den

Zehennagel oder das Wadenbein eines verstorbenen Heiligen zu berühren, oder auch nur einen Fetzen seines Umhangs oder Splitter seines Wanderstabs, konnte angeblich wundersame Auswirkungen haben. Wenn Philipp und Johann unterwegs bei Kirchen und Klöstern Halt machten, dann nicht nur, um der Messe beizuwohnen, sondern auch um der örtlichen Reliquien willen. Von Johann weiß man, dass er der stolze Besitzer eines angeblichen Schädelfragments von einer der «elftausend Jungfrauen» war, der Gefährtinnen der Heiligen Ursula, die für eine glückliche Ehe und in Not und Gefahr angerufen wird. Sein Vater Philipp wiederum war stolz auf ein paar Rippen seines illustren Ahnen Ludwig des Heiligen, die er in einem prachtvollen kleinen Schrein aufbewahrte.

Wenn sie ihre religiösen Fetische gezählt und den Rosenkranz gebetet hatten, gaben sich die Herzöge den Freuden der Realpolitik hin. Philipp der Kühne blieb Avignon treu, solange es sich politisch für ihn auszahlte, und sein Sohn hielt es ebenso. Mit Religion hatte das wenig, um so mehr mit internationaler Politik zu tun. Letztlich müssen auch sie sich gefragt haben, wohin dieses Durcheinander führen sollte. Für gewöhnliche französische, burgundische, englische und flämische Christen blieb das Abendländische Schisma erst recht verstörend und unbegreiflich. Entweder verhängte Avignon über Rom den Bann oder umgekehrt. Und beide Päpste machten sich hemmungslos der Korruption und Simonie schuldig.

Die einfachen Leute, süchtig nach Reliquien, Heiligen und Ablass (Verkürzung oder Erlass von Strafen im Fegefeuer), fragten sich furchtsam, ob diese Spaltung nicht ihr Seelenheil gefährdete. Denn woher sollte man wissen, welcher Weg der richtige war? Ein Chronist behauptete, dass Rom und Avignon die Kirche «wie eine Hure bei einer Orgie» abwechselnd an sich zögen.³ Dass die Spaltung der Beginn einer Entwicklung war, die letztlich zur Reformation führte, wäre allerdings im vierzehnten Jahrhundert selbst für den größten Propheten undenkbar gewesen.

Erlasst sie, so schnell ihr könnt

Die Geschichte schien sich wiederholen zu wollen, als Johanns Großvater Ludwig von Male kleinlaut seinen Schwiegersohn um Hilfe bat: Die Genter rebellierten von Neuem. Ob Johann an seinen Urgroßvater Ludwig von Nevers dachte, der den Genter Tuchhändler Jacob van Artevelde in die Schranken zu weisen versuchte? An seinen entfernten Vorfahren Philipp von Elsass, der mit anmaßenden Patriziern aus der Leie-Stadt abgerechnet hatte?

Nichts konnte Johann die Geschichte so gut begreiflich machen wie die Gegenwart, nichts die Gegenwart so gut wie die Vergangenheit. Der große Unterschied zu früher bestand darin, dass nun eine weitere Figur im Spiel war: sein Vater, der mächtige Herzog von Burgund, der sich aus dem jahrhundertealten Konflikt zwischen Frankreich und Flandern nicht heraushalten konnte, so gern er es auch wollte.

*

Die Sonne schien, die Lerchen trillerten, in der Vorstellung der Arbeiter zog sich der Wasserweg schon durchs Land. Mit ihren Spaten als einzigen Waffen rückten Tagelöhner dem *plat pays* zu Leibe, sie gruben einen Kanal von Brügge nach Deinze. Die allzu träge dahinplätschernde Reie stank drei Meilen gegen den Wind, und der neue Kanal sollte die Brügger Kloake reinspülen. Das jedenfalls versuchten die Bürger Brügges den Einwohnern Gents weiszumachen, doch die ließen sich nicht so einfach hinters Licht führen. Natürlich war ihnen klar, dass diese Unternehmung dem einzigen Zweck diene, Brügge direkt mit der Leie in Deinze zu verbinden, so dass Getreide aus Frankreich Brügge ohne den kostspieligen Umweg über Gent erreichen und westflämische Tuche den umgekehrten Weg profitabler zurücklegen könnten. Dann müssten die Genter Bürger die Stapelgelder, die seit Menschengedenken ihre Geldbeutel gefüllt hatten, zu einem großen Teil in den Wind schreiben. Und die Geschäfte gingen ohnehin immer schlechter.

Nach dem Tod Jacob van Artevelde im Jahr 1345 hatte Ludwig von Male dessen Mitstreiter verbannt. Viele von ihnen waren mit ihrer Sachkenntnis und Erfahrung als Textilfabrikanten oder Tuchhändler in England tätig geworden. Zeitgenosse Geoffrey Chaucer hat in seinen *Canterbury Tales* augenzwinkernd auf diese Entwicklung angespielt. «Als Tuchfabrik war so berühmt ihr Haus, / Sie stach am Markte Gent und Ypern aus»,⁴ heißt es über die Tüchtigkeit der Frau aus Bath als Weberin. Im Laufe der Zeit bekamen die Zentren der Tuchindustrie Flanderns nicht nur die flämische Konkurrenz von der anderen Seite des Ärmelkanals zu spüren, sondern auch die kleineren Städte im Hinterland, die billigere Ware von deutlich geringerer Qualität unter die Leute brachten.

In Städten wie Gent stagnierte die Wirtschaft; die Arbeiter konnten von weniger kargen Löhnen nur mehr träumen. Und ausgerechnet in dieser schwierigen Zeit gefiel es dem Grafen, ein großes Turnier zu veranstalten, ein Fest, das vor allem die Einwohner Gents und Brügges zu bezahlen hatten. Das seit jeher vom Grafen verwöhnte Brügge zückte lächelnd den Geldbeutel, wenn auch unter der Bedingung, dass die Stadt den geplanten Kanal anlegen durfte. Gent sträubte sich. Es war typisch Flandern: Auseinandersetzungen zwischen dem Grafen und Stadtbewohnern, Uneinigkeit zwischen Gent und Brügge, und wie immer lag der Schatten Frankreichs und Englands bedrohlich über allem. Es war auch typisch Gent, und der Störenfried beschränkte sich nicht aufs Krakeelen.

Die Brügger Kanalgräber hatten im Mai 1379 etwa die Hälfte der Strecke bis Deinze geschafft, als die gefürchtete Genter Stadtmiliz, *Witte Kaproenen*, «Weißhüte» genannt, am Horizont erschien. Die Arbeiter ließen ihre Baustelle im Stich, und Jan Yoens, der Anführer der Miliz, kehrte mit seiner Bande triumphierend nach Gent zurück. Der Kanal wurde nie fertiggestellt. Doch der Vogt des Grafen, der solche Widersetzlichkeit nicht hinnehmen wollte, ließ ein Mitglied der Stadtmiliz verhaften. Eine auf den ersten Blick kaum nennenswerte Maßnahme und doch der Dominostein, der im Fallen ganz Flandern mitriss, was letztlich zu einem Krieg mit Frankreich führte.

Die Festnahme wurde als Missachtung der Stadtrechte aufgefasst, weil der Beamte sich nicht mit den Schöffen abgestimmt, sondern auf

eigene Faust gehandelt hatte. Die beleidigten Genter ermordeten den Vogt und legten das neue gräfliche Schloss in Wondelgem in Schutt und Asche. Eine lange unterdrückte Unzufriedenheit brach sich Bahn; vom Lohnsklaven bis zum Webereibesitzer schien jeder unter irgendeiner Kränkung oder Benachteiligung zu leiden, ob im Herzen oder im Geldbeutel.

Innerhalb kurzer Zeit zog Jan Yoens mit seinen Truppen durch ganz Flandern und brachte bis auf Dendermonde und Oudenaarde alle Städte dazu, sich gegen den Grafen zu verschwören. Dessen Schwiegersohn Philipp der Kühne konnte einen unsicheren Waffenstillstand aushandeln, aber nicht verhindern, dass der in seiner Ehre verletzte Graf sich Genugtuung zu verschaffen suchte. Ludwig kannte seine Pappenheimer und nutzte geschickt die Uneinigkeit der Flamen; er köderte den Adel und die reichen Patrizier mit Versprechungen, gewann ihre Gunst und trieb einen Keil zwischen Gent und Brügge. Schließlich ließ auch Ypern die Aufständischen fallen, und Gent stand wieder allein da.

*

Während die Genter ihre Kräfte sammelten und Philipp der Kühne abwartete, traf 1380 eine unerwartete Nachricht ein, die für Flandern und Burgund von kaum zu überschätzender Bedeutung war: Der an Tuberkulose erkrankte französische König Karl V. lag im Sterben.

Zusammen mit Bertrand du Guesclin, seinem berühmt-berüchtigten Heerführer, hatte der König sein Land Stadt für Stadt zurückerobern können und Frankreich um ein Haar aus der Hölle des Hundertjährigen Krieges erlöst. An seinem Todestag waren nur noch die Hafenstädte Brest, Calais und Cherbourg und ein schmaler Streifen Land zwischen Bayonne und Bordeaux in englischer Hand. Hätte der König ein knappes Jahrzehnt länger gelebt, dann hieße der Hundertjährige Krieg heute vielleicht der Fünfzigjährige.

Während der sechzehn Jahre seiner Regierungszeit hatte Karl V. die Verteidigungsanlagen zahlreicher Städte verstärken und uneinnehmbare Festungen errichten lassen. Auch im Pariser Stadtbild erschien ein abschreckendes Bollwerk, das befestigte Stadttor Bastille Saint-Antoine, das am 14. Juli 1789 zu Weltruhm gelangen und anschließend dem Erd-

boden gleichgemacht werden sollte. Nicht nur Karls Kriegsanstrengungen waren erfolgreich; der älteste Bruder Philipps des Kühnen war auch Mäzen und Kunstliebhaber und sammelte in einem Turm des Louvre Hunderte kostbarer Handschriften. Er war der König, der als erster dem späteren Idealbild des großen französischen Herrschers entsprach: dem des Politikers und Strategen, der nicht nur die richtigen Entscheidungen trifft, sondern auch die richtigen Bücher zitieren kann.

Trotz allem plagte im Angesicht des Todes den großen König sein Gewissen. Er wusste nur allzu gut, dass seine Unterstützung des Gegenpapstes in Avignon die Kirche in die schlimmste Krise seit ihrer Entstehung gestürzt hatte. Ohne seinen Starrsinn hätte es weiterhin nur einen Heiligen Stuhl gegeben. Wie sollte er dem Allerhöchsten unter die Augen treten? Gewiss, er hatte Frankreich beinahe aus dem Griff des «perfiden Albion», wie England später genannt wurde, befreit, dafür aber die gewöhnlichen Franzosen durch anhaltend hohe Steuern zur Finanzierung seiner militärischen Unternehmungen ausgepresst. Sein Reich war sicherer, aber ärmer geworden.

Unzählige mittelalterliche Herrscher empfanden, sobald der kalte Atem des Sensenmanns sie streifte, Gewissensbisse und Reue. Demütig erklärte der König, dass er falsch gehandelt habe, dass die *fourage* – eine hohe Haushalts- oder Vermögenssteuer – unverzüglich abgeschafft werden solle «und dass von nun an Unser besagtes Volk und Unsere Untertanen keine solche Steuer mehr zahlen, sondern frei und entlassen sein sollen».⁵ Seine Brüder nahmen es stirnrundelnd zur Kenntnis, denn wie sollte der junge Dauphin nach dem Tod seines Vaters die nötigen Mittel für die Fortsetzung von dessen Politik beschaffen? «Erlasst sie, so schnell ihr könnt»,⁶ brachte Karl noch mit letzter Kraft heraus.

Am 16. September 1380 starb der zweiundvierzigjährige Karl, das Volk bekam einen Steuererlass und einen neuen König. Die Pariser jubelten dem jungen Karl VI. zu. Umsonst, denn seine Onkel, die Herzöge von Burgund, Anjou und Berry, die gemeinsam für ihn die Regentschaft ausübten, sorgten bald dafür, dass der Steuererlass nur noch auf dem Papier bestand. Der neue französische Monarch war noch nicht einmal zwölf Jahre alt und hatte im Grunde nichts zu sagen. Der weitere Verlauf des bewaffneten Konflikts zwischen Frankreich und England hing von zwei leicht manipulierbaren Jugendlichen ab,

denn der englische König Richard II. war selbst erst dreizehn. So wurden beide Länder zum Spielball machthungriger Regenten.

Welche Konflikte bevorstanden, war schon nach der feierlichen Krönung Karls VI. in der Kathedrale von Reims deutlich zu erahnen. Philipp der Kühne stieß seinen ältesten Bruder Ludwig, Herzog von Anjou, buchstäblich vom Stuhl neben dem König und ließ sich dann seelenruhig selbst dort nieder. Beinahe wäre die würdelose Szene noch in ein Handgemenge ausgeartet, aber Karl beruhigte die Gemüter und gestand dem Herzog von Burgund den begehrten Ehrenplatz zu.

Johanns Vater, der sich auf seine Herrschaft in Flandern vorbereitete, war in Paris von Anfang an der starke Mann, der den unmündigen König zu seiner Marionette machte. Nicht nur um des Prestiges der Macht willen; der direkte Zugriff auf die Staatskasse ermöglichte es ihm, höchst ehrgeizige Pläne zu verfolgen. Und vielleicht die Probleme seines Schwiegervaters zu lösen, die schließlich auch die seinen waren. Warum beendete er die flämische Krise nicht mit Hilfe französischer Truppen? Indem er sich geschickt hinter Karl VI. versteckte, konnte er den Zorn seiner künftigen Untertanen auf die Krone ablenken. Philipp erkannte blitzartig, welche wunderbaren Möglichkeiten sich ihm eröffneten, und nutzte ohne zu zögern das französische Machtvakuum.

Die Würmer der Erde werden die Löwen vertilgen

Nicht weniger als dreimal versuchte Ludwig von Male, die aufständischen Genter auszuhungern. Die Belagerungen verfehlten ihr Ziel, stellten aber den Kampfgeist innerhalb der Mauern auf eine harte Probe. «Wenn doch Jacob van Artevelde noch lebte», seufzten die Bürger, die immer weniger große Reden schwangen, je lauter ihr Magen knurrte. Eine Mehrheit war für einen Waffenstillstand, doch als Ende 1381 die Radikalen die Macht ergriffen, wurde diese Chance verpasst.

Um ihre Pläne durchzusetzen und die Einwohner Gents auf ihre Linie zu bringen, griffen sie zu einer besonderen Waffe in Gestalt einer Person mit wohlbekanntem Namen. Es war ein Mann von bescheidener Gestalt und mit kleinen, stechenden Augen, eloquent und seit dem

Tod seines Vaters von Rachsucht erfüllt. Niemand anders als Philipp van Artevelde, Sohn des legendären Jacob, bekam alle Macht in die Hände und schwor, Gent zum Sieg zu führen. Zunächst hüllte er sich in prachtvolle Gewänder, als wäre er der König von Frankreich, und ließ die ältesten Söhne der Mörder seines Vaters umbringen. Erst danach begann der eitle Prahler, der sich stets mit Trompetenschall ankündigen ließ, einen blutigen Feldzug gegen den flämischen Grafen.

Ludwig van Male zeigte sich unbeeindruckt. Da er Flandern inzwischen so gut wie zurückerobert hatte, entschied er sich für ein hartes Vorgehen und verlangte von Gent, sich bedingungslos zu ergeben. Und zwar nicht durch ein paar Unterschriften auf einem Pergament, nein, Ludwig forderte, dass alle Einwohner Gents zwischen fünfzehn und sechzig in einer langen Kolonne den halben Weg nach Brügge wandern sollten, aber nicht einfach so, sondern ohne Kopfbedeckung, barfuß und mit einem Strick um den Hals. Dann wollte der Graf entscheiden, wen er begnadigte und wen nicht. Van Artevelde konnte darüber nur lachen. Seit zwei Jahrzehnten erhielt er von den Engländern ein Jahrgeld. Wie sein Vater hoffte er deshalb auf militärischen Beistand von jenseits des Ärmelkanals – weitere Nahrung für seinen ohnehin nicht unterentwickelten Hochmut.

Am 5. Mai 1382 überfielen die durch drei Belagerungen geschwächten Genter Hungerleider die gräflichen Truppen in Brügge während der Heilig-Blut-Prozession. Ihr Angriff, eigentlich eine Verzweiflungstat, überraschte Ludwigs Soldaten, die nach ausgiebigem Feiern unsicher auf den Beinen standen. Die Genter trieben sie ins Stadtzentrum, wo sie mit Streitäxten und *goedendags* – Stangenwaffen mit eiserner Spitze – ein Blutbad unter ihnen anrichteten. Der stolze flämische Graf stürzte vom Pferd und konnte nur mit knapper Not entkommen. «Er wäre tot, wäre er nicht fortgerannt»,⁷ notierte der Dichter und Chronist Eustache Deschamps.

Wie eine dunkle Decke legte sich die Nacht über die Stadt. Während überall Fackeln entzündet wurden, floh der Graf in der Kleidung seines Knechts durch schmale Straßen von Brügge. Van Artevelde wusste, dass Ludwig noch irgendwo in der Stadt sein musste, und setzte ein hohes Kopfgeld auf ihn aus. Die Jagd war eröffnet. Aus allen Richtungen war der Schlachtruf «Gent! Gent!» zu hören, als würde die

Zahl der Angreifer von Minute zu Minute wachsen. In seiner Verzweiflung klopfte der verängstigte Ludwig von Male an eine Tür. «Lasst mich ein, liebe Frau, ich bitte Euch, ich bin der Graf von Flandern.»⁸

Ob es Pflichtgefühl war, Angst oder die Verlockung versprochenen Goldes, jedenfalls wurde die Tür geöffnet. Der stolze Verführer, der achtzehn «Bastarde» gezeugt hatte, verbrachte wohl die Nacht zitternd in einem Kinderbett. In aller Herrgottsfrühe durchschwamm er den Stadtgraben, zwei Tage später erreichte er auf einem grobknochigen Bauernpferd Lille.

Dort erfuhr er, dass seine Mutter Margarete gestorben war und dass er an dem Unglückstag, an dem er Flandern hatte preisgeben müssen, Graf der Franche-Comté und des Artois geworden war. In dieser schwierigen Lage bat Ludwig seinen burgundischen Schwiegersohn um Hilfe.

*

Philipp zögerte keinen Augenblick, ließ seine besten Pferde satteln und gab ihnen die Sporen; wieder einmal machte er seiner Devise *Il me tarde* (es eilt mir, ich warte nicht) alle Ehre. Oft zitiert, wurde das Motto häufig zu *Moult me tarde* (viele wartet auf mich) verballhornt; in beiden Varianten ist es Ausdruck seines gehetzten Naturells. In den Rechnungsbüchern seines Schatzamtes gab es eine besondere Rubrik für «die im Dienst von Monseigneur geschundenen und getöteten Pferde».⁹ Mehrmals legte er die dreihundert Kilometer zwischen Dijon und Paris in fünf Tagen zurück und blieb dafür zehn bis elf Stunden im Sattel. Nun galoppierte er im warmen Mai des Jahres 1382 über die Straßen Frankreichs. Der aufgewirbelte Staub machte ihm nichts aus; als erfahrener Reisender hatte er sich eine Staubbrille mit Gläsern aus geschliffenem Kristall und goldenem Gestell maßfertigen lassen, «für den Flugsand, der einem beim Reiten in die Augen wehte».¹⁰

In Senlis kam ihm der frisch gekrönte französische König mit einem Falken auf der Faust entgegen. In seinem markanten Gesicht mit dem ausgeprägten Unterkiefer und der ebenso beeindruckenden Nase leuchteten zwei ausdrucksvolle Augen. Der burgundische Herzog wusste, dass er den König gewinnen musste, und bot all seine Überzeugungs-

kraft auf: Die Flamen hätten ihren Grafen entmachtet; Philipps Erbteil sei in Gefahr; der Sohn des aufständischen Tuchhändlers habe in zahlreichen Orten neue Bürgermeister ernannt und plane die Einführung neuer Gesetze. Vor allem aber führe er die Grafschaft erneut in ein Bündnis mit England. Mehr war nicht nötig, um seinen vierzehnjährigen Neffen auf seine Seite zu ziehen.

Karl, in seinen Flegeljahren und entsprechend begeisterungsfähig, träumte von heroischeren Abenteuern als der Falkenbeize. «Ich will nichts lieber, als in den Kampf ziehen, denn ich habe noch nie die Waffen geführt, was doch unentbehrlich ist, will ich stark und ehrenvoll regieren.»¹¹ Unverzüglich erhob er eine hohe Steuer zur Finanzierung seiner Kriegsanstrengungen.

Die Zeit der Feudalheere, in denen Lehnsleute zügig ihre Pflicht gegenüber dem Lehnsherrn erfüllten, um sich dann wieder den eigenen Angelegenheiten zu widmen, war im vierzehnten Jahrhundert vorbei. Armeen bestanden nun zu einem nicht geringen Teil aus Söldnern, die für jeden kämpften, der sie bezahlte. Könige konnten die enormen Kosten nicht mehr aus eigener Tasche bestreiten; wenn es sein musste, liehen sie Geld bei Bankiers, zunehmend auch bei reichen Städten. Die komplexe Finanzierung von Kriegen steckte noch in den Kinderschuhen, so dass jeder Krieg zahllose unbeglichene Schulden hinterließ. Noch mehr als die militärische Gewalt selbst führten Kriegssteuern zu Verlusten, die mittelalterliche Staaten an den Rand des Abgrunds trieben. Noch dazu zehrten durchziehende Heere einen großen Teil der Ernten auf oder vernichteten sie, weshalb die hungerleidende Bevölkerung zur leichten Beute für Infektionskrankheiten wurde.

Dem kriegslüsternden Karl war das gleichgültig. Auch die Brüder Philipps des Kühnen, seine streitsüchtigen Mitregenten Anjou und Berry sowie Herzog Ludwig II. von Bourbon, Schwager des verstorbenen Karl V. und ebenfalls im Regentschaftsrat, sagten ihre Mitwirkung zu. Der burgundische Herzog brauchte nur darauf hinzuweisen, dass sich nach dem Vorbild der Genter nun auch die Einwohner von Blois, Chalon, Orléans, Reims und Rouen erhoben. Wenn man nicht den flämischen Brandherd der Aufstände bekämpfte, konnte die Existenz des eigenen Standes auf dem Spiel stehen. Der Adel war ernsthaft beunruhigt. Die apokalyptischen Prophezeiungen des Franziskanermönchs

Jean de Roquetaillade, der wegen seiner Schriften immer wieder im Gefängnis gelandet und vor fünfzehn Jahren als Invalide gestorben war, hatten quer durch Europa viele Menschen in eine düstere Ekstase versetzt. Nun drohten sie wahr zu werden. Es komme der Tag, so der Visionär, an dem «die Würmer der Erde aufs grausamste die Löwen, Leoparden und Wölfe vertilgen ... und die kleinen gewöhnlichen Menschen alle Tyrannen und Verräter vernichten werden».¹²

In Italien und England brachen fast zur gleichen Zeit wie in Frankreich und Flandern Volksaufstände aus. Bauern und Handwerker hatten die anhaltend hohe Besteuerung satt und wollten nicht mehr für die Kriegskosten ihrer Herren aufkommen. Der Unzufriedenheit entsprang der Wunsch nach mehr Rechten. Da die hergebrachte christliche Mildtätigkeit nicht mehr ausreichte, um die durch Pest, Krieg und Wirtschaftskrisen gequälten Armen zu besänftigen, wussten die Hüter der etablierten Ordnung nicht mehr, wie sie mit dem wachsenden Selbstbewusstsein der unteren Klasse umgehen sollten. Zunächst hatten Adel und Klerus noch abgewartet, aber als sie erkannten, dass ihre Stellung ernsthaft in Gefahr geriet, griffen sie zum Schwert.

Vor allem die Stadt Gent, in Europa allmählich in aller Munde, verkörperte den Geist der bevorstehenden Veränderungen. Natürlich war die Metropole nicht nur ein Zusammenschluss von Arbeitern, sondern eine Stadt, die als ganze für ihre Rechte kämpfte und dabei sowohl große Kaufleute als auch kleine Tagelöhner vertrat. Untereinander waren sich die verschiedenen Gruppen längst nicht in allem einig, dennoch nahmen sie gemeinsam entschlossen den Kampf gegen Grafen, Herzöge und Könige auf.

Wir werden ihn die flämische Sprache lehren

Im Herbst 1382 rief Karl VI. zum Sammeln in Arras. Johanns Vater durfte sich die Hände reiben, es war ihm gelungen, das französische Königreich für die Lösung seiner flämischen Probleme einzuspannen. Keine geringe Leistung für jemanden, der eigentlich nur ein eher unbedeutendes Gebiet rings um Dijon zwischen der Saône und dem

Morvan-Massiv besaß, einen Bruchteil von Gundobads Königreich. Wenn er wirklich eine Rolle spielen wollte, musste er um jeden Preis Flandern für sich retten.

Welche Strategie van Artevelde verfolgen musste, lag auf der Hand: die Franzosen im feuchtkühlen flämischen Herbst hinhalten, bis sie sich fröstelnd heimwärts schleppten. Die kalte Jahreszeit kündigte sich an, und es war Tradition, eine militärische Winterpause einzulegen, nach Hause zurückzukehren, sich auszuruhen und aufzuwärmen, um dann im Frühling das Kriegsspiel wieder aufzunehmen. Doch das Abwarten lag van Artevelde nicht; er hatte es eilig, und als hätte er sich die Devise Philipps des Kühnen zu eigen gemacht, legte er es darauf an, das französisch-burgundische Heer möglichst schnell zu stellen.

Über das mühsam eroberte Städtchen Comines im Hennegau marschierte das zehntausend Mann starke Heer Karls VI., ein Fünftel davon Burgunder, in Flandern ein. Van Artevelde zog ihm entgegen, und am 26. November sah er in der Nähe eines Sumpfes bei Roosebeke, heute Westrozebeke, einem Dorf zwischen Ypern und Roeselare, am Horizont die französischen Banner und Lanzen erscheinen. Die beiden Heere schlugen ihre Lager auf und bereiteten sich auf die Schlacht vor. Stimmengewirr und Waffengeklirr war vorerst alles, was sie voneinander wahrnahmen.

Abends am Lagerfeuer fasste der Dichter und Chronist Eustache Deschamps, der auf Befehl des Königs mit in den feuchtkalten Norden gereist war, seinen Unmut und den des gesamten Heeres in Worte: «Die Wurzel all dieser falschen Niedertracht und des Verrats an aller Ritterlichkeit ist das über dem Gesetz stehende Gent.»¹³ Die französisch-burgundischen Krieger empfanden mittlerweile einen tiefen Hass auf die Einwohner dieser Stadt. War es nicht deren Schuld, dass sie tagtäglich im Nieselregen ihre Waffen einfetten mussten?

Deschamps rief seine Landsleute dazu auf, «die Flamen mit Lanzen zu durchbohren»¹⁴, sie hätten doch nur «Schubkarren und Fuhrwerke», um sich zu schützen. Zugleich fragte er sich laut, warum er als diplomatischer Bote eigentlich seine Zeit im flämischen Schlamm vertat. Dabei ergab sich hier für einen Autor, der möglichst viele reale Ereignisse in seine Dichtung einfließen ließ, die einmalige Gelegenheit, aktuelle Entwicklungen aus nächster Nähe mitzuerleben. Der aus der

Champagne stammende Deschamps blieb bis ans Ende seiner Tage ein Nörgler und schrie seinen tiefen Verdruss über die Welt in unzähligen Versen heraus. So gesehen war er wie kein anderer geeignet, den Hass auf die Bewohner Gents zum Ausdruck zu bringen.

Während Deschamps seinen Unmut zu Papier brachte, sprach der Anführer der flämischen Streitmacht mit seinen Unterkommandeuren. Den enttäuschenden Umstand, dass die Engländer ihnen doch nicht zu Hilfe gekommen waren, tat er mit den Worten ab: «Sie hätten uns den Ruhm vor der Nase weggeschnappt.»¹⁵ Es sei ein Geschenk des Himmels, dass sich der französische König mit der Blüte seines Ritterstandes nach Flandern begeben habe; eine einmalige Gelegenheit, mit diesem überheblichen Nachbarn aus dem Süden abzurechnen. Seine Äußerungen sind der Nachwelt nicht durch den nörgelnden Deschamps, sondern durch Jean Froissart überliefert worden.

Der fünfundvierzigjährige Froissart, drei Jahre älter als sein Kollege Deschamps, hatte beschlossen, seine Chroniken nicht in Versform zu schreiben, um sich nicht durch die Tyrannei des Reims zu Ungenauigkeiten oder sinnlosen Wiederholungen zwingen zu lassen. Natürlich erzählten Chronisten im Sinne ihrer Brotherren, aber dank sorgfältiger Nachforschungen und seines großen Einfühlungsvermögens gelangen Froissart Schilderungen, die noch heute das Zitieren wert sind.

Wie Deschamps hielt er sich im Lager Karls VI. auf. Für Flandern schien er mehr Sympathie zu hegen als Deschamps. Selbstverständlich verurteilte er die Aufständischen dafür, dass sie die gottgewollte Ordnung umstoßen wollten, aber der Ton seiner Berichte lässt so etwas wie Achtung vor dem Mut der Genter Stadtmiliz erkennen. Andererseits versuchte der eher «journalistisch» veranlagte Froissart auch nicht, den Leichtsinn und Größenwahn des Genter Anführers zu beschönigen.

«Sagt euern Soldaten, dass sie kein Pardon geben sollen. Allein den französischen König sollen sie verschonen, denn er ist nur ein Kind, das so handelt, wie man es ihm befohlen hat. Wir werden ihn nach Gent bringen und ihn die flämische Sprache lehren.»¹⁶ Nach diesen Worten zog sich Philipp van Artevelde in sein Zelt zurück. Während er in den Armen einer schönen Genterin Zerstreung suchte, hielt der französische Knabenkönig einen Kriegsrat ab. Unter seinen Heerführern herrschte eine gewisse Verärgerung über Philipp den Kühnen,

weil er das Risiko eingegangen war, den jungen Karl in Reichweite des Feindes zu bringen.

Der Herzog von Burgund erkannte, dass er diese Bedenken rasch zerstreuen musste. Den besten Schwertkämpfern des Reiches wurde befohlen, keine Handbreit von Karls Seite zu weichen, Ritter Guillaume des Bordes sollte den Schimmel des Königs am Zügel führen. Offiziell stellte Philipp den König im Zentrum seines Heeres auf, in Wirklichkeit war der vierzehnjährige Monarch irgendwo weit hinten in relativer Sicherheit.

Johanns Großvater Ludwig von Male musste bei den Vorbereitungen zur Schlacht bei Roosebeke einige Demütigungen verkraften. Nicht nur, dass die Franzosen auf ihn herabblickten, weil er auf der Seite des römischen Papstes stand, in ihren Augen war er vor allem der schwache Graf, den sie vor den Pranken des flämischen Löwen retten mussten. Zu seiner Schande wurde er der Nachhut zugeteilt.

Und so kam es, muss Boudewijn van der Nieppe zu Johann gesagt haben, so kam es, dass sowohl der Graf von Flandern als auch der König von Frankreich weit von dem Ort entfernt waren, an dem die Hölle losbrach.

1789 AVANT LA LETTRE

ODER

wie ein Umsturz, der die Französische Revolution vorwegnahm, auf flämischem Boden im Keim erstickt wurde und wie die Zeit sich nicht nur im übertragenen Sinn, sondern buchstäblich änderte.

Einen Bogenschuss von dem Gelände entfernt, auf dem 535 Jahre später die Dritte Flandernschlacht mit den grauenhaften Schlachten bei Paeschendaele (Passendale) endete, machten sich zwei Heere zu einem weitgehend vergessenen Schlagabtausch auf. Die Schlacht bei Roosebeke ist aber historisch bedeutsam und anekdotisch interessant genug, um an sie zu erinnern. Die Konfrontation, deren Höhepunkt sie bildete, trug nicht nur die Quintessenz des turbulenten Zeitalters Philipps des Kühnen in sich, sondern war in gewisser Weise auch Vorbote eines erfolgreichen Umsturzes knapp vier Jahrhunderte später.

Um das zu verstehen, müssen wir in die nebligen Morgenstunden jenes 27. November 1382 zurückkehren. Beobachten wir durch unser historisches Fernglas beide Kriegsparteien. Flämische Überheblichkeit gegenüber französisch-burgundischem Misstrauen, Stadtbürger gegen Adel, Philipp van Artevelde gegen Philipp den Kühnen (der sich geschickt hinter Karl VI. versteckte), erheblich verstärkte städtische Milizen gegen ein halb so großes, aber besser bewaffnetes Ritterheer unter erfahrenen Feldherren. In aller Herrgottsfrühe entrollten die Franzosen die legendäre *Oriflamme*, ein langes, rotes Banner mit goldenen

Flammen, das angeblich schon Karl der Große geführt hatte und das die Anwesenheit des Heiligen Dionysius symbolisieren sollte. Da die Flamen auf der Seite des römischen Papstes Urban VI. standen, hatte dieses militärische Unternehmen also auch etwas von einem Kreuzzug: Avignon gegen Rom!

Philipp van Artevelde konnte seine Ungeduld nicht mehr zügeln. Er gab den Befehl zum Angriff und verließ das für ihn günstige, höher gelegene Terrain. Mit ihren Lanzen, Speißen, Stöcken und Knüppeln rannten die Flamen in die Nebelschwaden hinab, ihr Anführer in den vordersten Reihen seiner gefürchteten «Weißhüte». Um im Nebel nicht die Orientierung zu verlieren, liefen sie untergehakt. Die Franzosen zitterten. Vor ihnen wälzte sich ein irrsinniges Gebrüll den Hang hinunter.

Genau in diesem Moment durchbrach die Sonne den Nebel. «Das Schauspiel war wunderbar anzusehen: glänzende Helme, blinkende Rüstungen, strahlende eiserne Lanzen», schrieb Froissart. Die Banner der flämischen Städte und Zünfte näherten sich schnell. «Es waren so viele, als wäre es ein ganzer Wald.»¹ Neben van Artevelde wurde ein schwarzes Banner mit silbernem Löwen getragen, die Fahne von Gent. Der französische Kronfeldherr Olivier de Clisson schrie sich heiser, um seine Truppen zur Ruhe zu mahnen.

Die Wucht des Zusammenpralls war gewaltig. «Wie wütende Keiler» rannten die Flamen die vordersten Reihen der Franzosen um und drangen tief in ihre Formation ein. Clisson musste den König und die beiden Flanken seiner Armee gleichzeitig im Auge behalten. Er wusste nicht gleich, wie er reagieren sollte, doch die Geistesgegenwart des Herzogs von Bourbon und des Grafen Enguerrand de Coucy, der Kommandeure des linken und rechten Flügels, rettete ihn. Im Tumult des flämischen Angriffs, seelenruhig auf ihren Pferden sitzend, besprachen die beiden die Lage. Der Herzog von Bourbon beendete den Dialog, den man in den Chroniken nachlesen kann, mit den bemerkenswert nüchternen Worten: «Lieber Vetter, das ist guter Rat.»²

Dass in der Hitze des Kampfes genügend Zeit für einen höflichen Gedankenaustausch über die Taktik blieb, erscheint unwahrscheinlich, doch auf jeden Fall hieb kurz danach das Fußvolk de Coucys so wild auf die Helme der Flamen ein, dass es sich anhörte «wie alle Schmie-

den von Paris und Brüssel zusammen».³ Die französischen Ritter wiederum griffen van Artevelde's Streitmacht nach einem Umgehungsmanöver in der Flanke und im Rücken an.

Plötzlich war die flämische Nachhut von der Hauptstreitmacht mit ihrem Anführer abgeschnitten. Während das Gros der Flamen von einer riesigen lebendigen Mauer aus französischen Soldaten eingeschlossen war, ergriff die Nachhut die Flucht. Ein Ausbruch aus der Umzingelung wäre für die Eingeschlossenen die einzige Rettung gewesen, doch der war unmöglich; die flämischen Freiheitskämpfer waren hoffnungslos zusammengedrängt. «Die mächtigen Lanzen aus Bordeaux durchbohrten die Kettenpanzer und drangen ins Fleisch ... Sie krümmten sich, denn niemals, nicht einmal, wenn der Sieg auf dem Spiel steht», notierte Froissart sachlich, «bietet der Mensch eine Blöße, um sich durchbohren zu lassen.»⁴

Blut floss nur am Rand des wimmelnden Kessels, im Inneren führte unaufhaltsames Ersticken zum massenhaften Sterben. Statt des wilden Lärms aufeinanderprallender Kampfreiher, mit dem die Schlacht begonnen hatte, war nun das Ächzen nach Atem ringender Männer zu hören, das Knacken brechender Rippen, das allmählich verstummende Betteln um Luft und Licht. Hinterher war das Schlachtfeld von unzähligen Leichen fast ohne Blutspuren bedeckt. Die Männer waren von ihren eigenen Waffenbrüdern erdrückt worden.

Van Artevelde wurde von einem Hieb am Kopf getroffen und schließlich von seinen eigenen Leuten niedergetrampelt. Ein gefangen genommener Flame führte die Franzosen zu seinen sterblichen Überresten in einem Berg aus anderen Leichen. «Und seine Strümpfe waren vor den Knien mit Rückenpelz gefüttert», ist im *Bouck van Memorien der stad Gent* zu lesen. Karl VI. konnte darüber nur verächtlich lachen; wer solche Knieschoner trug, damit die Kettenrüstung weniger scheuerte, musste verweichlicht sein. Karl versetzte dem entkleideten und seines Schmucks beraubten Leichnam einen Tritt, «als wäre es ein Leibeigener», und ließ ihn an einem Baum aufhängen.

Zur Überraschung der Franzosen hatte die Schlacht weniger als zwei Stunden gedauert. Der Triumph verführte Deschamps zum Schreiben eines Siegesgedichts, in dem jede Strophe mit der Zeile «qui desconfiz furent en pou de temps» endete, der Feststellung also, dass

den Flamen im Handumdrehen der Garaus gemacht worden sei. Es war die süße Rache für die vernichtende Niederlage der Franzosen gegen die Flamen achtzig Jahre zuvor und kaum fünfundvierzig Kilometer entfernt, auf dem «Groeningekouter» genannten Feld bei Courtrai.

Während die Raben sich an der Leiche des Regenten von Flandern gütlich taten, eilten die beutelüsternen Franzosen nach Courtrai. Wie so oft musste der Krieg sich selbst finanzieren. Das Weiterleiten von Steuergeldern kostete Zeit und verlief nie reibungslos, und weil der Sold deshalb grundsätzlich verspätet ausgezahlt wurde, holten die Söldner ihn sich auf dem Feldzug selbst.

Bevor sie die ausgeplünderte Stadt in Schutt und Asche legten – «man setzte Kortrijk an allen Seiten in Brand»⁵ – widmeten sie sich einem beliebten und einträglichem Kriegsgeschäft: reiche Bürger gefangen zu nehmen und Lösegeld zu verlangen. Wie ein Geier landete der Kommerz dort, wo der Krieg seine Zelte abbrach.

Die dritte und die neunte Stunde

Um die Genugtuung vollkommen zu machen, entwendeten die Franzosen die «fünfhundert goldenen Sporen», die seit acht Jahrzehnten als eine Art Reliquie des Wunders von 1302 in den Gewölben der Liebfrauenkirche hingen. Vergeblich hatte der zweiundfünfzigjährige Ludwig van Male den König angefleht, sein geliebtes Courtrai zu verschonen, der vierzehnjährige Karl blieb unerbittlich. In dem Wahn, dass er selbst die Schlacht bei Roosebeke entschieden habe, schwor der junge Monarch, dafür zu sorgen, dass die Einwohner sich immer an seine Anwesenheit erinnern würden. Das Plündern und Niederbrennen von Courtrai fügte dem Ansehen des flämischen Grafen, der des Kämpfens inzwischen müde war, weiteren Schaden zu.

Philipp der Kühne wiederum, immer noch von französischen Lilien umhüllt, ließ es geschehen. Er wusste, dass Späne fallen, wo gehobelt wird, und erlaubte auch den burgundischen Soldaten, sich ihren Anteil an der Beute zu nehmen. Er selbst sicherte sich eine ganz besondere Siegesstrophäe: Die sorgfältige Demontage der kunstvollen Belfried-

Uhr war ein mindestens ebenso symbolischer Akt wie das Mitnehmen der goldenen Sporen. Von nun an würde der Herzog von Burgund bestimmen, wie in Flandern die Uhren tickten. Eine Kolonne von Ochsenwagen transportierte das technische Wunderwerk nach Dijon, wo der sogenannte *Jacquemart* – die mechanische Glockenschläger-Figur – in einem Turm der Kirche Notre-Dame noch im einundzwanzigsten Jahrhundert über das Vergehen der Zeit wacht.

*

Bei den Römern begann das Jahr bis Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. am 1. März. Das erklärt die Monatsnamen September, Oktober, November und Dezember, ursprünglich die Monate sieben bis zehn. Der Februar war der zwölfte und letzte Monat, dem die übriggebliebenen Tage, also achtundzwanzig, zugeteilt wurden, seit Julius Cäsars Kalenderreform mit einem Schalttag alle vier Jahre. Im größten Teil des mittelalterlichen Europa fing das Kalenderjahr weiterhin im Frühling an, genauer gesagt zu Ostern. Erst im Lauf des sechzehnten Jahrhunderts ließ der gesamte Kontinent das Jahr mit der Beschneidung statt mit der Wiederauferstehung Christi beginnen.

Zeitvorstellungen waren im Mittelalter alles andere als genau und konkret. Während biblische Zeitspannen von Gelehrten auf die Minute genau errechnet wurden – Christus sei genau vierzig Stunden tot gewesen, Adam habe es nur knapp sieben Stunden im Paradies ausgehalten –, blieben Zeitangaben, wenn es um das Hier und Jetzt ging, in der Regel vage. Was nicht verwunderlich ist, ließ doch die verfügbare Technik nur wenig Genauigkeit zu. Sonnenuhren funktionierten nur, wenn die Sonne schien, Sanduhren konnten je nach der Korngröße des Sandes voneinander abweichen, wie auch die «Dauer von drei Kerzen» sich von Kirche zu Küche deutlich unterschied. Im berühmten *Viandier* (um 1380), dem ersten kulinarischen Meisterwerk der französischen Geschichte, machte der Koch und Autor Guillaume Tirel kaum Angaben zur Zubereitungszeit der Gerichte, und wenn, dann anhand einer religiösen Handlung, etwa wenn er seinen Lesern empfahl, einen Braten achtzehn Vaterunser oder dreiundzwanzig Ave Maria lang schmoren zu lassen.

Wie schon das Beispiel von Kochbüchern zeigt, spielte die Religion bei der Zeiteinteilung eine wesentliche Rolle. Klöster waren die Nervenzentren dieses Systems. Der Tag war in Zeitspannen von drei Stunden eingeteilt, jeweils mit einem Stundengebet zu Beginn: Auf die Matutin (Mette) ungefähr um Mitternacht folgten die Laudes (etwa bei Sonnenaufgang), Prim, Terz, Sext (um die Mittagszeit, theoretisch zur sechsten Stunde nach Sonnenaufgang – *sexta hora*, daher «Siesta»), Non, Vesper und Komplet (die den Tag vervollständigte, um neun Uhr herum). Das Massaker von Brügge im Jahr 1302 wurde «Brügger Frühmette» genannt, weil das Läuten zum ersten Stundengebet das Signal war, die Messer zu ziehen.

Die Zeit zwischen den Stundengebeten wurde mit klar umrissenen Beschäftigungen gefüllt. Ein Außenstehender hätte die ungefähre Tageszeit daraus ableiten können, wo er den Mönchen jeweils begegnete, ob im Garten, im Refektorium, in der Kirche, im Waschraum oder im Schlafsaal. Mönche waren die Zeiger einer imaginären Uhr, das Kloster ein lebendiges Uhrwerk, die Welt ein von Gott angetriebener Mechanismus. Auch die städtische oder ländliche Umgebung konnte den Arbeitstag nach der «Klosteruhr» einteilen. Einer der Mönche war dafür zuständig, auf die Zeit zu achten: Dieser «sorgfältige Bruder» läutete die Glocken, damit seine Kollegen keines der Stundengebete verpassten. Bezugspunkte waren natürlich Sonnenaufgang und -untergang, vor allem aber halfen ihm die Beobachtung der Sterne und tagsüber eine Sonnenuhr, die Stunden zu bändigen.

Um 1300 wurde diese jahrhundertealte Lebensweise zum Problem. Urbanisierung und Industrialisierung erforderten ein genaues Abmessen der Stunden; Laudes und Vesper reichten für Lohnarbeit nicht aus. Dank der Erfindung der sogenannten Hemmung, die das regelmäßige Anhalten des Räderwerks bewirkt, prangten bald die ersten Räderuhren an den Belfrieds großer Städte. Zunächst schlugen mechanische Figuren die Stunden, erst später erschienen Zifferblätter und ein Stundenzeiger, der buchstäblich den Gang der Zeit sichtbar machte. Weil Bauern, Handwerker und Kaufleute sich oft beim Zählen der Stundenschläge vertaten und am Ende nicht sicher waren, ob es nun neun oder zehn geschlagen hatte, wurden bald vier Vorschlagglocken eingeführt, die mit einem kurzen Glockenspiel anzeigten, dass gleich die volle Stunde

schlagen würde; so konnten sich alle rechtzeitig darauf konzentrieren. Diese Vorform des spielbaren großen Glockenspiels hieß im Altfranzösischen *quadrillon* (wörtlich Vierzahl), woraus Carillon wurde.

Zusammen mit norditalienischen Metropolen waren flämische Städte wie Courtrai, Gent und Brügge auch in dieser Hinsicht Vorreiter. Noch war die neue profane Zeit allerdings von den Launen der Technik abhängig, und jahrhundertlang blieben Zeitunterschiede zwischen den Städten bestehen. Erst mit dem Aufkommen des Zugverkehrs im neunzehnten Jahrhundert wurden zum ersten Mal nationale Standardzeiten eingeführt.

«Florenz lebte damals im alten Mauerkranz, von dem es / noch die dritte und die neunte Stunde sich anzeigen lässt / im Frieden, nüchtern und keusch.»⁶ Dante Alighieri legte diese Worte seinem Urgroßvater Cacciaguida in den Mund, der in drei Paradies-Gesängen der *Göttlichen Komödie* (Anfang des vierzehnten Jahrhunderts) zu ihm spricht. Offenbar sehnte sich der Autor in eine Zeit zurück, in der die Menschen sich nach der klösterlichen Tageseinteilung richteten und nicht die neue profane Zeit aufgezwungen bekamen. Auch die Arbeiter der Weingärten rings um Dijon waren von der Einführung der neuen Zeitmessung nicht begeistert, gab sie doch ihren Patrons ein wirksames Instrument zur Steigerung von Arbeitsleistung und Produktivität in die Hand. Die ohnehin ausgebeuteten Arbeiter und Handwerksgesellen wurden in ein enges Zeitkorsett gezwängt.

Der Herzog von Burgund war weniger nostalgisch als Dante. In Arras erwarb Philipp der Kühne zwanzig «tragbare» *orloges*, um auch unterwegs immer die Zeit messen zu können. Zusammen mit seiner speziellen Staubbrille verliehen sie seiner Erscheinung Ende des vierzehnten Jahrhunderts geradezu futuristische Züge. Auch seine ebenso reiselustige Gemahlin Margarete von Flandern war nie mehr ohne ihre persönliche Uhr unterwegs. Das technische Wunderwerk war ihr ebenso wichtig wie der unvermeidliche Rosenkranz. Nur dass die Gebetskette gut in die Hand passte, die *orloge* aber leider noch längst nicht ans Handgelenk. Fortan zählten zu ihrer Reisekolonne ein zusätzliches Fuhrwerk für den Transport des Ungetüms und zu ihrem Gefolge ein flämischer oder holländischer Spezialist, der die hartnäckig nachgehende Uhr einstellen konnte.

In Philipps Hauptstadt Dijon schlug der aus Courtrai entführte Jacquemart unterdessen unermüdlich die Stunden. Bald bestellte der Herzog auch für Beaune eine Stadtuhr. Der hohe Preis des komplizierten Instruments, die Kosten für regelmäßige Inspektionen und der Lohn für den Aufzieher machten die Anschaffung zu einem teuren Vergnügen, aber die Burgunder wollten nicht für alles Gold der Welt den Anschluss verpassen.

Leibeigene seid ihr, und Leibeigene sollt ihr bleiben

«Von klein bis groß werdet ihr ausgemerzt / Dein Name ausgelöscht, mit Salz bestreut, verschmachtet / Falsche Stadt Gent, nimm dich in Acht.»⁷ Eustache Deschamps' Feder verspritzte Gift, nicht zuletzt, weil er die eigene Partei zur Eile mahnen wollte; Karl VI. sollte nicht zu viel Zeit in Courtrai verschwenden. «Hätte man sogleich nachgesetzt, man hätte Gent genommen»,⁸ schrieb sein flämischer Kollege Olivier van Dixmude. Doch der König war mit den Gedanken schon in Frankreich, sonst wäre er vielleicht wirklich auf der Stelle nach Gent weitergezogen, um die Stadt selbst zu unterwerfen.

Paris hatte sich in den zurückliegenden Monaten in einen Hexenkessel verwandelt. Arbeiter, Bauern und Handwerksgesellen hatten das Rathaus gestürmt und die dreitausend hölzernen Streithämmer gestohlen, die dort zur Bekämpfung von Unruhen bereitgehalten wurden. Damit wüteten nun die Aufständischen selbst. Der Magistrat schlug sich auf die Seite der Aufrührer. Während der König auf dem Weg nach Roosebeke war, riss die Hauptstadt sich vom Königreich los. Nach der Schlacht wollte der Monarch deshalb möglichst schnell nach Paris zurückkehren. Flandern war inzwischen besetztes Gebiet, fast überall gab es französisch-burgundische Garnisonen, nur Gent blieb noch unbehelligt. Seine Ratgeber müssen dem König eingeflüstert haben, dass die stark befestigte Stadt zwischen Leie und Schelde so gut wie uneinnehmbar sei. Außerdem stand nun wirklich der Winter vor der Tür, und die französische Hauptstadt musste dringend aus der Hand der Aufrührer befreit werden.

Anfang Januar erschienen Karls Truppen vor den Toren von Paris. Sie trafen auf keinen Widerstand; die Niederlage der Flamen bei Roosebeke hatte die Aufständischen entmutigt. Der König erreichte ohne Zwischenfall seinen Palast. Die Repression war dennoch gnadenlos. Jeder, der irgendwie am Aufstand beteiligt gewesen war, verschwand im Kerker oder wurde umgebracht. In aller Eile wurde die Bastille fertiggestellt, und der Louvre erhielt einen gewaltigen Turm. Dieser beeindruckende Schraubstock, glaubte der König, würde Paris schon gefügig machen.

Nach dem «Fall» von Paris konnte Philipp der Kühne mit einem Teil der Kriegsbeute endlich seine Truppen bezahlen. Etwa die Hälfte der burgundischen Teilnehmer an der Schlacht von Roosebeke stammte aus Dijon, und bei seiner Rückkehr machte der Herzog seiner Hauptstadt ein besonderes Geschenk: Sie durfte von nun an seinen Wahlspruch im Wappen führen. Bürgermeister Jean Poissonnet war darauf so stolz, dass er die Devise als Werbeslogan gebrauchte. Er war Senfmacher von Beruf, und bald war das *Moult me tarde* auf jedem Senftopf aus Dijon zu lesen. Der Legende zufolge verdankt die regionale Spezialität diesem Spruch ihren französischen Namen.

Fest steht jedenfalls, dass der Herzog ganz versessen auf die sogenannte *moutarde* war. Außer um Verbesserungen im Weinbau kümmerte er sich auch um die Modernisierung der Senfherstellung. Acht Jahre nach Roosebeke fasste er seine Erkenntnisse in einem Regelwerk zusammen; darin stand, dass Senf «aus auserlesenen Senfkörnern» herzustellen sei, «die in gutem Weinessig eingeweicht»⁹ werden müssten. Um die Bitterkeit der aufgesprungenen Körner zu mildern, musste Senf nach der Zubereitung erst zwölf Tage lagern, bevor er verkauft werden durfte. Vielleicht ist ja dank Philipps Regelungswut in Burgund die Gewohnheit entstanden, bei der Senfherstellung das bis dahin meistens gebrauchte Malz durch Essig zu ersetzen, der dem Senf einen schärferen Geschmack verlieh und ihn länger haltbar machte.

Höchstwahrscheinlich geht das Wort *moutarde* in Wirklichkeit auf das ursprünglich verwendete Malz zurück, genauer gesagt auf die lateinischen Wörter *mustum* (Malz) und *ardens* (brennend). Die Erklärung mit dem *Moult me tarde* von Roosebeke und Dijon klingt wesentlich weniger glaubwürdig als die mit dem «brennenden Malz» aus den

Wörterbüchern, aber sie ist fantasievoll und lässt erahnen, dass der Senf und die Stadt schon im vierzehnten Jahrhundert in einem Atemzug genannt wurden.

*

Heute erinnern sich die Flamen nur noch an die Sporenschlacht des Jahres 1302, und in der französischen Geschichtsschreibung ist die Schlacht von Roosebeke von Ereignissen des Hundertjährigen Krieges in den Hintergrund gedrängt worden. Dennoch bleibt der Zusammenprall zwischen Gent und den mit Gent sympathisierenden Städten auf der einen und Graf, Herzog und König auf der anderen Seite die deutlichste Folge einer internationalen revolutionären Bewegung. Der Dritte Stand – Sammelbegriff für alle Bürger vom reichen Kaufmann bis zum armen Weber und für die freien Bauern – setzte dem herrschenden Zweiten Stand, dem Adel, das Messer an die Kehle. Beim genaueren Hinsehen stellt man fest, dass bei Roosebeke viel mehr auf dem Spiel stand als bei den Schlachten von Crécy und Poitiers, die eher den romantischen Vorstellungen von mittelalterlichen Schlachten entsprechen. Hier kämpften nicht englische Ritter gegen französische Standesgenossen, es ging nicht um den drohenden Verlust von Territorium, sondern um das mögliche Ende einer Weltordnung und des dazugehörigen Weltbildes.

Hätten die Genter triumphiert, hätten sie Van Artevelde in Paris zum König gekrönt, meinten eifrige Chronisten. Auf jeden Fall wäre es für Karl VI. sehr schwer gewesen, die Rebellion französischer Städte im Keim zu ersticken. Froissart zögerte nicht, eine kühne Schlussfolgerung zu ziehen: «Der Dritte Stand hätte in mehreren Ländern einen Umsturz entfesselt, mit dem Ziel, den gesamten Adel auszurotten.»¹⁰

Den möglichen Umsturz sollte man sich nicht allzu demokratisch vorstellen. Ein Blick nach Gent genügt. Dem Magistrat gehörten zwar immer mehr Personen einfacher Herkunft an, die wirkliche Macht blieb aber in den Händen dessen, der die stärkste Miliz aufbieten konnte. Van Artevelde war ein lokaler Tyrann, der seine Gegner fertigmachte und seine Freunde verwöhnte. Es wäre zu einfach, spätmittelalterliche Städte als Wiege unserer modernen Demokratie zu bezeich-

nen, auch wenn es diese Städte waren, in denen sich die traditionellen Machtverhältnisse zu verändern begannen. Hätten Gent und seine Verbündeten gesiegt, dann hätte die Schlacht bei Roosebeke vielleicht die gleiche Tragweite gehabt wie 1792 die Kanonade von Valmy, wo die französische Revolutionsarmee dem Angriff der Koalitionstruppen standhielt, was deren Rückzug aus Frankreich zur Folge hatte. Dieser Triumph besiegelte nicht nur das Ende des Ancien Régime, er sicherte auch den Fortbestand des bedrohten revolutionären Frankreich. So hätte auch die Schlacht bei Roosebeke den Kräften des Wandels einen ungeheuren Auftrieb geben können.

Angesichts des Fiaskos verging den Menschen für einige Zeit jegliche Lust auf derartige Umsturzversuche, aber es stellt die Anführer der großen Revolution vier Jahrhunderte später in einen größeren Zusammenhang: Die Revolutionäre von 1789 waren erfolgreichere Nachfahren der gescheiterten Umstürzler aus dem vierzehnten Jahrhundert. Desmoulins, Robespierre und Danton saßen auf den Schultern von Étienne Marcel, den beiden Van Arteveldes und anderen. Die Bastille, 1383 als Beschützerin des Königtums vollendet, wurde 1789 vor allem in der Absicht geschleift, die Entschlossenheit zur Beseitigung des Ancien Régime symbolisch zu bekräftigen.

Und die Städte? Sie würden auch in Zukunft noch rebellieren, allen voran wiederum Gent, doch trotz ihrer Stärke und Vitalität setzte sich fast überall in Europa eine absolutistische Regierungsform durch. Anders als im achtzehnten Jahrhundert bewahrte das Volk im späten Mittelalter trotz allem den Glauben an und das Vertrauen in den gesalbten König. Während des englischen Bauernaufstands von 1381 konnte allein die engelhafte Erscheinung des vierzehnjährigen Königs Richard II. das Volk beschwichtigen. Einer vergleichbaren Ausstrahlung verdankte der junge Karl VI. in Frankreich seine unverminderte Popularität. Die göttliche Aura des geweihten Beschützers war ein Bonus, auf den Karls Nachfahre Ludwig XVI. im Jahr 1789 nicht mehr zählen konnte.

Die Gunst des Volkes hielt den jungen Richard nicht davon ab, nach der Beendigung der Revolte auszusprechen, was er wirklich dachte: «Leibeigene seid ihr, und Leibeigene sollt ihr bleiben.»¹¹ Karl VI. hätte ihm nicht widersprochen. Ludwig XVI. dagegen hätte so etwas 1789

kaum noch zu denken gewagt und endete trotz seiner Nachgiebigkeit auf der Guillotine. Er bezahlte den Preis für jahrhundertelange Königsherrschaft und Unterdrückung. Der Boden, auf den das Blut des Enthaupteten tropfte, war schon mit dem unzähliger Rebellen getränkt worden.

In erster Linie war der Sieg bei Roosebeke natürlich ein großer Erfolg für Philipp den Kühnen, der sich nun vollends bereit fühlte, die Nachfolge des zermürbten Ludwig von Male anzutreten. Zur Feier des Sieges ließ er einen Wandteppich mit einer Darstellung der Schlacht weben, den er aber nicht aufhängte, sondern auf den Boden legte, so dass er den besiegten Dritten Stand mit Füßen treten konnte. Das vielgepriesene Kunstwerk, das leider verlorengegangen ist, beeindruckte jeden, der den herzoglichen Palast betrat, zweifellos auch den zwölfjährigen Johann von Burgund. Und möglicherweise hat ja der Junge, während Boudewijn van der Nieppe ihm den Triumph seines Vaters in allen Einzelheiten schilderte, auf dem gefallenem Philipp van Artevelde gestanden.

In keinem Land lebt solch schlechtes Volk

Auf ihrer Insel hatten die Engländer gespannt den Ausgang der Konfrontation zwischen Frankreich und den Städten Flanderns abgewartet. Dem Selbsterhaltungsinstinkt gehorchend, hofften der König und seine Vertrauten, dass der Plebs den Kürzeren ziehen würde. Kaum hatte sich die Erleichterung darüber breit gemacht, gewann schnell das Gefühl die Oberhand, dass die Franzosen sich auf ihren Sieg über diese Stadtmilizen allzu viel einbildeten. Neben der Sorge um die Macht des eigenen Standes spielten nämlich auch wirtschaftliche Erwägungen bei der Entscheidung über Krieg und Frieden eine Rolle. Die schon zu häufig blockierte Ausfuhr von Wolle nach Flandern musste dringend normalisiert werden. Der Aufruf von Papst Urban VI. zum Krieg gegen Frankreich als Schutzmacht Avignons und zum Kreuzzug «gegen die Schismatiker» in Flandern traf jenseits des Ärmelkanals nicht auf taube Ohren. Dass man dann ausgerechnet jenes Land verheeren würde, das

sich auf die Seite Roms gestellt hatte, übersah man geflissentlich: Die für England so wichtige Grafschaft müsse von den französischen Schismatikern befreit werden, hieß es.

Nach so vielen Erfolgen war Karl VI. im Frühjahr 1383 zuversichtlich. Umso größer sein Erschrecken, als sein Onkel Philipp Anfang Mai sorgenvoll bei ihm vorsprach; wieder gab es schlechte Neuigkeiten aus dem Norden. Ohne Umschweife konfrontierte der Herzog von Burgund seinen Neffen mit der bedrohlichen Lage: Ein englisches Heer unter dem Bischof Henry Despenser sei in Calais an Land gegangen. Es habe Gravelines, Dünkirchen, Bourbourg und Cassel im Sturm erobert. Bergues, Veurne, Nieuwpoort und Diksmuide hätten sich kampfflos ergeben. Jetzt belagerten die Engländer mit Genter Hilfstruppen das große Ypern; sie schienen fest entschlossen, die französisch-burgundische Herrschaft über Flandern zu beenden. Man dürfe keine Zeit verlieren.

Und wieder geschah das Wunder: Zum zweiten Mal innerhalb eines Jahres bot der in seiner Ehre verletzte Karl VI. ein beeindruckendes Heer auf, um seinem Onkel aus der Klemme zu helfen. Gegenpapst Clemens VII., der schon dem Feldzug gegen die aufständischen Städte seinen Segen erteilt hatte, erfuhr von den französischen Kriegsvorbereitungen und erklärte seinerseits die bevorstehende Kampagne zum Kreuzzug. So verschafften katholische Kirchenspalter sowohl Frankreich als auch England ideale Vorwände für ihre machtpolitisch motivierten Auseinandersetzungen.

Inzwischen hatten die Bürger Yperns nüchtern konstatiert, dass ihre Stadt zu groß geworden war. Infolge des Wachstums der Tuchindustrie war im Lauf des dreizehnten Jahrhunderts eine Reihe von neuen Siedlungen entstanden, die nah an der alten Stadt lagen wie Ferkel bei der Muttersau. Auch dieses sogenannte *voorgeborchte* wurde durch eine Wallanlage geschützt, die sich aber als viel zu umfangreich für eine effektive Verteidigung erwies. Deshalb beschloss man, dass sich alle ins alte Zentrum zurückziehen mussten, wenn sich der Feind näherte.

Die Engländer machten die Vorwerke sofort dem Erdboden gleich. Wie optimistisch sie waren! Drei Tage, mehr Zeit hielten sie nicht für erforderlich, um Ypern in die Knie zu zwingen. Doch trotz der Unterstützung aus Gent, trotz fortwährender Beschießung der Stadt mit

Kanonen, trotz Angriffen mit Rammböcken auf die Tore und trotz des Aushungerns der Bevölkerung gab Ypern nicht nach. Und als Anfang August 1383 das französisch-burgundische Entsatzheer eintraf, hatte die Allianz von Engländern und Gentern ihre Chance vertan. Die Rettung kam keinen Tag zu früh, denn innerhalb der Stadtmauern drohte eine Hungersnot den Durchhaltewillen zu brechen. Die Einwohner hatten in wachsender Verzweiflung die Gottesmutter angerufen, und nun, da die Belagerer in Richtung Küste vertrieben waren, schrieben sie die Rettung ihrer Stadt vor Engländern und Gentern der Heiligen Jungfrau zu. Noch heute findet in Ypern an jedem ersten Augustsamstag eine Dankprozession statt.

Auch die Muttergottes konnte aber nicht verhindern, dass die Belagerung dem einst so reichen Ypern den entscheidenden Schlag versetzte. Hatten Anfang des Jahrhunderts noch dreißigtausend Menschen im Schatten der neuen Tuchhalle gelebt, so waren es nach der Wirtschaftskrise, der Pest und dem Feldzug der Engländer nur noch etwas mehr als zehntausend. Die frühere Metropole hat sich von ihrem Niedergang im vierzehnten Jahrhundert nie wieder ganz erholt.

*

Gent andererseits mochte noch so viel zur Heiligen Jungfrau beten, nach der Flucht der Engländer stand es im Kampf gegen Graf, Herzog und König wieder vollkommen allein. Wie schon oft stellte die Stadt der Van Artevelde ihre Zähigkeit unter Beweis. An dem Tag, als die Engländer endgültig aufgaben, nahmen die Genter die Stadt Oudenaarde ein und brachten so den Lauf der Schelde unter ihre Kontrolle. Graf, Herzog und König waren fassungslos angesichts solcher Hartnäckigkeit, wurden aber von den langwierigen Verhandlungen mit den Engländern in Anspruch genommen. Um die Zeit totzuschlagen, veranstalteten französische und englische Ritter Turniere, bei denen sie noch ein bisschen Krieg spielen konnten.

Zum letzten Mal mischte Ludwig von Male sich ein. Er beharrte auf seinem Standpunkt: Frieden ja, aber nicht mit Gent. Diese Stadt sollte für all das Unglück büßen, das sie über die Grafschaft gebracht hatte. Diesmal wollte er nicht nachgeben.

Doch wieder konnte er sich nicht durchsetzen; auch Gent wurde in den Friedensschluss vom 26. Januar 1384 einbezogen. Erstaunlicherweise begnügten sich Franzosen und Burgunder mit dem Erreichten. Calais, die strategisch so bedeutsame Hafenstadt, war schon seit Beginn des Hundertjährigen Krieges in englischer Hand, und nun, mit einer Übermacht gegen geschwächte Engländer, war die Gelegenheit zur Rückeroberung so gut wie nie, doch die Franzosen nutzten sie nicht. Calais blieb englisch. Und Gent blieb Gent.

Ludwig von Male schwieg und resignierte zähneknirschend. Vielleicht hätte er sich am liebsten seinen Spitzbart ausgerissen. Offensichtlich zählte er einfach nicht mehr, seine Zeit war vorbei. Er beugte sich dem Willen der Franzosen und Burgunder und reiste ab, um nie mehr zurückzukommen, ein gebrochener Mann. Drei Tage später diktierte er in Saint-Omer sein Testament, am 30. Januar starb er im Alter von dreiundfünfzig Jahren.

Ludwig von Male war in gewissem Sinn der letzte Graf von Flandern gewesen. Künftig lenkten ausländische Herrscher die Geschicke der Grafschaft, zuerst sein Schwiegersohn Philipp der Kühne, Onkel des französischen Königs, Herzog von Burgund, Graf von Artois, Nevers, Franche-Comté, Rethel und nun auch Flandern selbst. Philipp nutzte die Begräbnisfeierlichkeiten für seinen Schwiegervater, um seinen neuen Status zu unterstreichen.

Im Licht von etwa zweitausend Wachskerzen schritt Philipps Gemahlin Margarete durch die Stiftskirche Saint-Pierre in Lille. Alle konnten eingehend ihren Trauermantel bewundern; aus nicht weniger als zweihundert Eichhörnchenfellen sei er gearbeitet, flüsterte man sich ehrfurchtsvoll zu. Der Herzog von Burgund wusste, was er tat. Ausgeben, um für sich einzunehmen.

Die bunten Banner sämtlicher Grafschaften und Herrlichkeiten des Herzogs und Grafen hingen über dem Katafalk. Flankiert wurde er von zehn ungeheuer prachtvoll ausgestaffierten Rittern, fünf Flamen und fünf Burgundern – Ausdruck der wichtigsten Konsequenz dieses Todesfalls: Flandern und Burgund waren von nun an untrennbar verbunden. Philipp ließ einen ausführlichen Bericht über die aufwändige Feier erstellen und sorgte dafür, dass er vielfach kopiert und verbreitet wurde. Macht besitzen ist das eine, geschickte Demonstration von Macht etwas anderes.

Johann von Burgund war nun die Nummer zwei in der Rangfolge; wenn seinem Vater etwas zustieß, würde die Macht in seine Hände gelangen. Angeleitet von Boudewijn van der Nieppe beschäftigte er sich noch drei Jahre mit der Geschichte und Sprache Flanderns. Philipp der Kühne belehnte ihn mit der Grafschaft Nevers. Er war der Ansicht, dass sein Sohn nun allmählich bereit sei, ins öffentliche Leben einzutreten. Am 28. Mai 1384, an seinem dreizehnten Geburtstag, wurde Johann offiziell dem sechzehnjährigen Karl VI. vorgestellt.

In einem der königlichen Gemäcker standen sich die beiden Cousins gegenüber. Johann beugte ehrerbietig das Knie. Karl nickte. Schon damals hatte der eine einen klareren und schärferen Blick als der andere. Johanns Züge verrieten so etwas wie Bauernschläue, und er schien distanzierter zu sein als sein Vater. Hinterhältiger, sollten seine Feinde später sagen.

Es ist nicht überliefert, ob sie bei dieser ersten Begegnung etwas gesagt haben, das über rein Protokollarisches hinausging, aber ihre Schicksale waren von nun an untrennbar miteinander verknüpft. Sie ahnten nicht, welch schwierige Jahre vor ihnen lagen, ein Abschnitt der Geschichte, in dem sie beide in vorderster Reihe standen, der junge Burgunder noch mehr als der König selbst.

Aus dem einen wurde Johann Ohnefurcht, aus dem anderen Karl der Wahnsinnige. Die so heroische wie irrsinnige Zukunft ließe sich kaum besser zusammenfassen.

DIE BURGUNDISCHEN NIEDERLANDE IM WERDEN

ODER

wie Philipp der Kühne mit raffinierter Heiratspolitik den Grund für die späteren Burgundischen Niederlande legte, aber auch, warum die Burgunder als Repräsentanten theatralischer Machtdemonstration und kulinarischer Freuden in die Geschichte eingehen sollten.

In der Winterkälte von Cambrai musste Philipp der Kühne voll und ganz bei der Sache sein. Die Spannung war fast unerträglich, es gab zahlreiche Einzelheiten zu beachten, vom Ausgang hing so vieles ab. Sollte er seinen Sohn Johann von Nevers einsetzen? Er musterte den Gegner und kalkulierte seine Chancen. Bei diesem Kräfteressen gab es keine Helme und Rüstungen, keine Ritter, die auf einem aus dem Nebel aufgetauchten Hang Fußvolk niedermachten. Veränderungen brauchten nicht immer blutgetränkten Boden. Das Ergebnis von Heiratsverhandlungen war oft folgenreicher als die größten Schlachten, und das gilt besonders für diese Gespräche in Cambrai. Sie waren für die Geschichte Westeuropas so bedeutsam, dass es sich lohnt, an sie zu erinnern.

Es war gleichzeitig ein Kuhhandel und ein Schachspiel, und Philipp liebte so etwas. Dabei ging es um die Zukunft der neuen burgundischen Dynastie, als deren Ahnherr er sich bei diesem Spiel alle erdenkliche Mühe geben musste. Noch war er in Paris der maßgebliche

Regent mit unmittelbarem Zugriff auf die französische Staatskasse, doch das würde ja nicht ewig so bleiben; irgendwann würde der junge König selbst Entscheidungen treffen. Solange es noch ging, wollte Philipp seinen Einfluss nutzen, um seine Nachkommen vorteilhaft zu verheiraten, vor allem seine beiden ältesten Kinder. Dafür war er nach Cambrai gereist. Dass Johann noch keine vierzehn war und seine Schwester Margarete nicht einmal zehn, war ein nebensächliches Detail. Seine zärtlich geliebten Kinder waren Investitionen, die einen möglichst hohen Gewinn bringen mussten.

Dem Herzog von Burgund gegenüber saß der neunundvierzigjährige Albrecht von Wittelsbach, Herzog von Bayern-Straubing, dazu Graf von Holland, Seeland und Hennegau, alle drei lehnsrechtlich zum Heiligen Römischen Reich gehörig, Hennegau und Seeland außerdem Nachbarländer Flanderns. In ihm sah Philipp eine Möglichkeit, die französische Einflussphäre auf Kosten der Engländer auszuweiten, wobei er natürlich vor allem einen stetigen Machtzuwachs für Burgund im Sinn hatte. Dieses doppelte Spiel spielte er höchst raffiniert. Seine Nachkommen durften später offen im Interesse ihres Herzogtums handeln, Philipp dagegen präsentierte sich überall als französischer Fürst. Dennoch ging es ihm darum, Hennegau, Seeland und Holland als ebenso schmückende wie schützende Umrahmung für das burgundische Kronjuwel Flandern zu gewinnen. Deutlich wie kein anderer erkannte er, dass der Mann ihm gegenüber, dieser Albrecht von Bayern, eine wandelnde Zusammenfassung von Jahrhunderten europäischer Geschichte war. Wie ein Mönch die Perlen eines Rosenkranzes durch die Finger gleiten lässt, so bewegte sich Philipps Geist durch alle Verästelungen von Albrechts Stammbaum, bis er ihn klar vor Augen hatte.

Der Ahnherr der Grafschaft Holland war ein gewisser Gerulf der Jüngere, der 889 vom ostfränkischen König Arnolf von Kärnten mit einem nordholländischen Gebiet, ungefähr dem Kennemerland entsprechend, belehnt wurde. Erst 1101 nannte sich sein Nachfahre Florens (oder Floris) II. auch tatsächlich Graf «von Holland». Ein Toponym, das von «Holtland» abgeleitet ist, höchstwahrscheinlich der Name der waldreichen Gegenden beiderseits der früheren Mündung des Alten Rheins in die Nordsee. Die Bezeichnung Holland entwickelte sich zum Namen der gesamten Region, die wie der *pagus Flandrensis* Stück für

Stück dem Meer und zahllosen Sümpfen abgerungen wurde. Auf das ebenso sumpfige Seeland erhoben lange sowohl Flandern als auch Holland Anspruch; nach vielen Scharmützeln, einer Schlacht und diplomatischen Manövern wurde es 1256 dynastisch mit Holland vereint. Die Grafschaft Hennegau schließlich – der Gau, durch den die Henne (Hene/Haine) fließt – war seit 1246 im Besitz der Familie Avesnes. Johann II. von Avesnes konnte nach dem Tod Floris' V. Holland und Seeland in Personalunion mit seiner Grafschaft verbinden. Von 1299 an wurden der Hennegau, Holland und Seeland in einem Atemzug genannt. Sie gingen nach dem Tod des letzten männlichen Avesnes über dessen Schwester, die Kaiser Ludwig den Bayern geheiratet hatte, in den Besitz der Wittelsbacher über, und so fiel das gesamte Erbe eines Tages Albrecht von Bayern in den Schoß.

Dank etlicher Kapriolen der Geschichte vereinte also der Mann, der Philipp dem Kühnen in Cambrai gegenüber saß, einen begehrenswerten Dreierbund in seinem Besitz. Und dank durchgedrehter Familiengene: Er war erst an die Macht gekommen, als sein älterer Bruder Wilhelm I. von Bayern 1358 «seiner Sinne beraubt worden»¹ und Albrecht sich gezwungen sah, den armen Kranken auf Schloss Le Quesnouv im Hennegau einzusperren, wo er einunddreißig Jahre später geistig umnachtet starb.

Philipp und Albrecht kannten diese politischen, genealogischen und matrimonialen Verschlingungen genau, ihre Gebiete standen historisch in enger Beziehung zueinander. Aber das Vergangene war vergangen, nun ging es um die Zukunft, und zwar jenseits ihres eigenen Daseins, das bei beiden Männern 1404 enden würde. Der eine war dann vier Jahrzehnte Herzog von Burgund und zwei Jahrzehnte Graf von Flandern gewesen, der andere hatte nicht weniger als ein halbes Jahrhundert lang über den Hennegau, Holland und Seeland geherrscht.

Im Januar 1385 mussten sie über den Tod hinausblicken.

Ich brauche den Rat meiner Frau

Auch die Engländer liebäugelten mit dem Haus Wittelsbach. Und englischer Einfluss an den Grenzen Flanderns war das Letzte, was Philipp gebrauchen konnte. Er hatte Albrecht mit einer großen Charmeoffensive nach Cambrai gelockt, um ihm seinen Vorschlag zu unterbreiten. Das Angebot: seine knapp zehnjährige Tochter Margarete von Burgund, nach Philipps Ansicht die ideale Partnerin für den neunzehnjährigen Wilhelm von Bayern. Albrecht, der die Wahl zwischen England und Burgund hatte, erklärte Philipp, die Sache müsse reiflich erwogen werden. «Ich brauche den Rat meiner Frau, ohne sie tue ich nichts, wenn es um meine Kinder geht.»² Tatsächlich hatten manche Herrschergattinnen einen gewissen Einfluss, es kann aber auch sein, dass Albrecht vor allem Zeit gewinnen wollte, um den Preis in die Höhe zu treiben.

Ende des Monats saß auch seine Gemahlin Margarete von Liegnitz-Brieg in Cambrai am Verhandlungstisch, wie Philipps Gattin Margarete von Flandern, die ebenfalls ein Wörtchen mitreden wollte, wenn es um ihre Kinder ging. «Der Höflichkeiten waren viele», wusste Froisart zu berichten, «denn die beiden Herzöge wünschten einander so ehrenvoll wie möglich zu begegnen.»³ Es war Margarete von Liegnitz-Brieg, die das Heft in die Hand nahm.

Sie sei einverstanden, wenn der Herzog bereit sei, auch seinen ältesten Sohn Johann zu verheiraten. Als entscheidende Figur brachte sie ihre Tochter Margarete von Bayern ins Spiel. Es war offensichtlich: Bayern wollte ein starkes Bündnis und verlangte nicht weniger als eine Doppelheirat. Johann, der künftige Herzog von Burgund, sollte Margarete von Bayern zur Frau nehmen, während seine Schwester Margarete im Bett Wilhelms von Bayern landen sollte, des nächsten Grafen von Hennegau, Holland und Seeland.

Der Herzog von Burgund erschrak. Mit diesem Zug hatte er nicht gerechnet, er unterdrückte einen Fluch. Es widerstrebte ihm, zwei Pfeile zu verschießen, um einen einzigen fetten Fasan zu erlegen. Doch als erfahrener Diplomat schwieg er und machte eine Kopfbewegung, die

sowohl ein Nicken als auch ein Schütteln seines Hauptes hätte sein können. Er dachte an seine anderen Pläne. Immer hatte er davon geträumt, seinen Sohn Johann mit einer Schwester Karls VI. zu verheiraten und so die jahrhundertealte Verbindung zwischen dem Herzogtum und dem französischen Königreich zu festigen. Und nun sollte er seinen Nachfolger opfern?

Aber Margarete von Bayern gab nicht nach: alles oder nichts. Als die Verhandlungen ins Stocken gerieten, nahte plötzlich Rettung, und zwar in Gestalt einer nicht mehr ganz jungen Herzogin namens Johanna von Brabant.

Die Gespräche in Cambrai waren eigentlich ihre Idee. Das kam so: Das Herzogtum Brabant war seit Langem ein mächtiger Nachbar Flanderns; es war das Land der großen Jahrmärkte und einer bedeutenden Tuchindustrie, außerdem für seine Brauereien und seine florierenden Städte wie Brüssel, Löwen und 's-Hertogenbosch bekannt. Herzogin Johanna war zweimal verheiratet gewesen, aber kinderlos geblieben, und da sie nun die Sechzig überschritten hatte, beeilte sie sich, ihre Nachfolge zu regeln. Sie war die Tante von Philipps Frau Margarete von Flandern, mit der sie sich gut verstand. Gleichzeitig fühlte sie sich auch dem Herzogsgeschlecht auf der anderen Seite des Tisches verbunden. Ihr erster Mann war nämlich ein Avesnes gewesen, Graf Wilhelm IV. von Holland, Seeland und Hennegau. Nachdem dieser hitzköpfige Haudegen bei einer Schlacht gegen die Friesen ums Leben gekommen war, fielen die drei Länder seiner Schwester Margarete zu, die mit einem Wittelsbacher verheiratet war. Johanna bildete also nicht nur geographisch, sondern auch politisch und verwandtschaftlich das Bindeglied zwischen den beiden Verhandlungspartnern.

Selbstverständlich vermittelte sie nicht aus bloßer Gefälligkeit; es ging um harte Politik. Schon seit Jahren lag Johanna im Streit mit dem Herzog von Geldern, der Gebiete an den Grenzen Brabants annektieren wollte und sich offen den Engländern annäherte. Würden auch der Hennegau, Holland und Seeland Teil des englischen Einflussbereichs werden, geriete Brabant in Bedrängnis. Über Flandern, so meinte Johanna, hätten die Engländer in den vergangenen Jahren nichts als Unglück gebracht. Deshalb bearbeitete sie bereits seit Monaten die Wittelsbacher im Sinne einer Verbindung mit Burgund und eilte nun

nach Cambrai, wo sie Philipp den Kühnen dazu überreden konnte, auch seinen Sohn Johann als Einsatz im dynastischen Spiel zu verwenden. Philipp verlangte eine Gegenleistung. Die kinderlose Herzogin versprach ihm, dass Brabant nach ihrem Tod in burgundischen Besitz übergehen werde. Nun, dafür bezahlte der Vielfraß gern mit seinen beiden ältesten Kindern.

Und so sagte der Herzog von Burgund alias Graf von Flandern schließlich zweimal ja. Eine Handlung, die seine Kinder drei Monate später wiederholen durften, ebenfalls in Cambrai, wo man sofort mit den Vorbereitungen für die Hochzeit begann. Sie musste ein Fest ohne Beispiel werden, schließlich handelte es sich um eine Doppelhochzeit, mit der ein Bündnis zwischen den beiden wichtigsten Dynastien der Niederen Lande geschlossen wurde; eine Verbindung, die eine Brücke zwischen der deutschen und der französischen Einflusssphäre schuf und die Philipp und seinen Nachkommen mittelfristig Zugriff auf den Hennegau, Holland, Seeland und Brabant verschaffte. Man würde auch für weniger als dies Fässer aus Beaune anrollen lassen.

Den Tisch, an dem all dies vereinbart wurde, gibt es nicht mehr, aber er war zweifellos eines der wichtigsten Möbelstücke in der Geschichte der Niederen Lande.

Ritter im Überfluss

Mit Karl dem Großen endete Anfang des neunten Jahrhunderts die sesshafte Existenz der merowingischen Könige. Karls Reich war zu groß geworden, um es noch von einem Thron aus zu regieren. Um an möglichst vielen Orten persönlich nach dem Rechten zu sehen, musste er Tausende von Kilometern zurücklegen. Seitdem waren bedeutende Königs- oder Herzogshöfe zu reisenden Höfen geworden. Auch im Spätmittelalter legte ein Herrscher Wert darauf, sich dem Volk zu zeigen, mit seinen Vasallen zusammenzutreffen, Klagen anzuhören, mit anderen Worten, ein Gefühl der Nähe zwischen Herrscher und Volk zu schaffen. Außerdem mussten die Paläste oder Königspfalzen in einer Epoche ohne Wasser- und Abwasserleitungen und überhaupt

akzeptable sanitäre Einrichtungen gewöhnlich nach wenigen Wochen gründlich gereinigt werden. Bald weiterzureisen war auch ein Gebot der Hygiene.

Der Weg vom Herzogtum und der Freigrafschaft Burgund rings um Dijon und Besançon im Süden und Flandern mit Ypern, Gent und Brügge im Norden führte für Philipp meist über Paris, wo er sich überwiegend aufhielt und als Regent seine Interessen verfolgte. Stellvertreterin des Herzogs im Norden war seine Frau Margarete, doch eigentlich waren die beiden fast ständig unterwegs. Dabei trieben sie einen solchen Aufwand, dass ihre Reisetrosse die Menschen in Erstaunen versetzten. Mit Philipp dem Kühnen begann jene Praxis theatralischer Machtdemonstration, die wir noch heute spontan mit dem Herzogtum Burgund verbinden. Sie entsprach dem Naturell dieses Schönheit und Luxus liebenden Herrschers, diente aber auch der Selbstdarstellung und der Propaganda.

Während der Gespräche in Cambrai litten Philipp und Margarete gewiss nicht unter Einsamkeit. Ihr Gefolge bestand aus zweihundertachtundvierzig Bediensteten, die nicht nur die berühmte *orloge* transportierten. Da war zunächst die *fourrière*-Abteilung, bestehend aus zwei Trupps: einem, der vorausreiste, um rechtzeitig Möbel, Wandteppiche und Bettwäsche auszuladen, Wasserkannen zu füllen, Kaminfeuer anzuzünden, Gemächer zu säubern, Fußböden mit Stroh zu bedecken und eine schlichte Empfangsmahlzeit zuzubereiten, aber auch um Unterkünfte für diejenigen zu suchen, für die im Schloss oder der Burg kein Platz war; und einem Trupp, der zurückblieb, um alles wieder sorgfältig zusammenzupacken und aufzuräumen. Narren und Ménestrels reisten wie Falken und Jagdhunde mit den *fourrière*-Kolonnen.

Unentbehrlich war der *maréchal*, der sich als Oberstallmeister um den umfangreichen Pferdebestand kümmerte, immerhin zweihundertzweiunddreißig Tiere, da fast jeder Mann zu Pferd reiste. Das Wort *maréchal* ist germanischen Ursprungs, es entstand in der fränkischen Zeit aus althochdeutsch *marah* (Pferd, Mähre in der Bedeutung Stute) und *scalc* (Diener). Am Königshof fiel diesem Oberstallmeister irgendwann auch die Aufgabe zu, während Feldschlachten den königlichen Tross zu bewachen; später entwickelte sich das Wort zur Bezeichnung

des höchsten militärischen Ranges. Die ursprüngliche Bedeutung von Marschall, Pferdeknecht, geriet so in Vergessenheit.

Außerdem konnte der Herzog und Graf auf den Brotmeister und dessen Truppe von Bäckern und Patissiers zählen, auf den Küchenmeister und dessen Gehilfenschar und natürlich auf den Weinmeister oder *échanson*. Dieser Mann, dessen Berufsbezeichnung ebenfalls aus der fränkischen Zeit stammte – das deutsche Wort «Schenk» klingt nicht zufällig darin durch –, war nicht nur für den Weinvorrat zuständig, er füllte auch nach allen Regeln der Etikette die Gläser und durfte Tag für Tag das herzogliche Geschirr spülen. Als Mitarbeiter des Mundschenks war der *sommelier de vin* für den Transport des Weins verantwortlich; im Lauf der Zeit verdrängte diese Bezeichnung den Begriff *échanson*. Der Fruchtmeister schließlich versorgte seinen Herrn mit Äpfeln, Quitten, Mispeln, Nüssen und Kastanien, war aber auch für die Beleuchtung zuständig und verbrachte täglich Stunden mit der Herstellung von Kerzen und Fackeln.

Überall, wo dieser reisende Zirkus für einige Zeit Halt machte, veranstalteten lokale Herren Trinkgelage und Wettkämpfe im Bogenschießen. Wenn all dies zum herzoglichen Alltag gehörte, ist leicht vorstellbar, dass die Doppelhochzeit am 12. April 1385 in Cambrai, wo die *Crème de la Crème* Europas anwesend sein würde, eine einzigartige Demonstration burgundischer Festkultur werden sollte.

Schon Wochen zuvor fiel ein Heer von Maurern und Zimmerleuten in Cambrai ein, um Herrenhäuser in Luxusherbergen zu verwandeln. Herzogliche Fouragiere lagerten ungeheure Mengen von Nahrungsmitteln ein, Schenken verkosteten ihre Weine, Fruchtmeister gossen unzählige Fett- und Wachskerzen. Beim Überbringen der Einladungen verkündeten Herolde überall, der Herzog werde anlässlich der Doppelhochzeit ein Turnier veranstalten, bei dem die besten Ritter sich miteinander messen könnten. Karl VI. ließ sogleich seine Rüstung ölen und die besten Pferde satteln. «Ihr könnt und sollt wohl glauben, dass dort, wo der französische König und gar unzählige hohe und edle Fürsten anwesend waren», notierte Froissart, «Ritter im Überfluss herbeiströmten.»⁴

Die Einwohner der durch Krieg verwüsteten Gebiete, die kaum genug zu essen hatten und sich immer noch unsicher fühlten, müssen

mit gemischten Gefühlen beobachtet haben, wie die Elite Frankreichs, Flanderns, Seelands, Hollands, des Hennegau und des Heiligen Römischen Reiches vor ihren Türen vorbeizog. Vor allem eine schwer bewaffnete Reitertruppe erregte Aufmerksamkeit. Sie eskortierte einen geheimnisvollen Wagen, der mit Ketten verschlossene Truhen transportierte. Diese aus seltenen Hölzern gefertigten Behältnisse enthielten die Kronjuwelen, die Karl VI. seinem Onkel geliehen hatte, damit die drei Margareten – Philipps Gemahlin, Tochter und Schwiegertochter – glänzen konnten.

Unterdessen wurde der Ehevertrag unterzeichnet. Die Hälfte der Mitgift Margaretes von Bayern erhielt Johann, mit der anderen Hälfte, eigentlich für Margarete selbst bestimmt, erwarb Philipp der Kühne die Grafschaft Charolais südlich des Herzogtums Burgund. Der Vertrag mit Brabant kostete ihn zwar die Stadt Mecheln, die wieder in den Besitz der Herzogin zurückkehrte, aber es war ja sehr wahrscheinlich, dass ganz Brabant eines Tages burgundisch werden würde. Selbstsicher bahnte sich Philipp seinen Weg durch die Menge der Gäste, die respektvoll zur Seite traten: An ihnen vorbei schritt jener Mann, der nun mit einem Bein fest auf französischem und mit dem anderen auf deutschem Boden stand und deshalb mühelos Flandern, den Hennegau, Seeland und Holland im Blick behalten konnte.

Für diesen besonderen Anlass ließ der Herzog für sich selbst, seinen Sohn und die wichtigsten Ritter aus ihrem Gefolge zwanzig karminrote Gewänder weben. Auf seine Anordnung mussten zum Färben Schildläuse verwendet werden, um ein möglichst reines Karminrot zu erhalten, ein besonders kostspieliges Verfahren. Außerdem bestellte er zweihundertsiebenundvierzig Livreen für seine Diener, Edelknappen, Musiker und Falkner und ließ sämtliche Hofdamen in Goldstoffe kleiden und mit Juwelen behängen. Die Kathedrale Notre-Dame von Cambrai wurde auf seinen Befehl mit Luxus-Wandteppichen geschmückt, die er großzügig der Kirche schenken wollte. Weil diese Kunstwerke aber traditionsgemäß seinen Kammerherren zustanden, musste er sie ihnen abkaufen, um sie als Symbol Burgunds in Cambrai zurücklassen zu können.

Philipps Kanzler Johannes Canard hätte vor Ärger schwarz werden können. Ihm blieb nichts anderes übrig, als die Staatskasse leerzu-

kratzen, um all diese Maßlosigkeiten zu bezahlen. Sämtliche Hochzeitsgäste aber glaubten zweifellos, dass ein Herzog, der mit solchem Aufwand repräsentieren konnte, unvorstellbar reich und über jede Kleinlichkeit erhaben sein musste.

Rittlings auf einem gebratenen Ferkel

Nach der feierlichen Messe konnten im bischöflichen Palast die Festivitäten losbrechen. Die beiden Hochzeitspaare saßen mit dem französischen König zu Tisch und wurden von hohen Adligen bedient. So bestiegen unter anderen der burgundische Großkammerherr Guy de La Trémoille und sogar der einundsechzigjährige Graf von Namur ihre Schlachtrösser, um die Speisen zu ihnen zu bringen.

Flüssige Speisen kamen natürlich in Schüsseln auf den Tisch, die übrigen wurden aber wie schon seit Karl dem Großen auf dicken Scheiben Brot serviert. Dem Schneiden (*tailler* oder *trancher*) des Brotes verdankte dieser primitive Teller seinen Namen *tailloir* oder *tranchoir*. Im *Ménagier de Paris*, einem Buch über Haushaltsführung aus dem Jahr 1393, wird erwähnt, dass für ein Hochzeitsmahl dunkles Brot verwendet wurde, das «vier Tage vorher gebacken» worden war und deshalb eine ausreichend feste Unterlage für das in Sauce badende Fleisch darstellte. In Cambrai legte man die Brotscheibe, wie in den reicheren Schichten inzwischen üblich, auf Schneidebrettchen aus Holz oder Metall, das ebenfalls *tailloir* oder *tranchoir* genannt wurde. Erst im Lauf des sechzehnten Jahrhunderts bekam dieser Gegenstand einen erhöhten Rand und wurde zu dem, was man heute Teller nennt, ein Wort, in dem *tailloir* noch nachklingt.

Beim Hochzeitsmahl in Cambrai teilten sich meist zwei Tischgenossen ein Schneidebrettchen mit Brotscheibe; sie sprachen einander mit *copain* an, was so viel bedeutete wie «mit dem man das Brot teilt», woraus ersichtlich ist, wie sehr im Französischen Freundschaft und Essen verknüpft sind. Brot nahm im Speiseplan einen bedeutenden Platz ein, die Kartoffel erschien ja erst nach der Entdeckung Amerikas auf europäischen Tischen, wie auch der Truthahn, Tomaten,

Bohnen, Schokolade und Kaffee. Immerhin konnte bereits der gastronomische Ertrag der Kreuzzüge angeboten werden: Zimt, Nelken, Ingwer, Zucker, Bananen, Orangen, Zitronen, Datteln, Pfirsiche, Feigen und Aprikosen.

Philipp der Kühne tat es, sein Sohn Johann und der König, wie auch die übrigen Gäste: Alle aßen mit den Fingern. Die Etikette schrieb vor, dass man dabei nicht die ganze Hand, sondern nur Daumen, Zeige- und Mittelfinger benutzte, eine Regel, die noch bis ins siebzehnten Jahrhundert hinein galt. Jeder Gast hatte eine Serviette, und nach der Mahlzeit gingen Diener mit Wasserkannen und Handtüchern herum. Das am weitesten verbreitete Tafelgerät war der Löffel, den auch Pilger und andere Reisende immer dabei hatten. Je nach dem sozialen Status des Besitzers bestand er aus Holz, Silber oder Gold. Die Gabel galt lange Zeit als Instrument des Teufels und wurde deshalb gemieden, sie erschien erst anderthalb Jahrhunderte später auf französischen Tischen. Ritter und Edelleute hatten allerdings immer ein Messer bei sich und benutzten es, um zum Beispiel Fleischstücke von den Schalen zu nehmen und auf ihre *tailloirs* zu legen. Der König, Herzog Philipp und die beiden Bräutigame Johann von Burgund und Wilhelm von Bayern hatten einen persönlichen *écuyer tranchant*, einen Edelmann, der das Fleisch für sie vorschnitt und hinterher das aufessen durfte, was die hohen Herren übrig ließen. Johann und Wilhelm bedienten selbst ihre frisch Angetrauten, die der Etikette entsprechend nicht mit allzu großem Appetit aßen, um zu zeigen, dass sie ihre Begierden zügeln konnten.

Die Speisenfolge ist nicht überliefert; wirft man einen Blick auf die Liste dessen, was für das Krönungsfest des französischen Königs Philipp VI., des Großvaters von Philipp dem Kühnen, beschafft wurde, kann man sich aber ungefähr vorstellen, was die Gäste in Cambrai verzehrt haben. Für das Fest in Reims am 29. Mai 1328 waren ganze Viehherden aufgetrieben worden (82 Ochsen, 85 Kälber, 289 Schafe, 78 Schweine und 13 Pferde), man hatte die Hühner- und Kaninchenställe einer ganzen Region geplündert (aufgelistet sind 10 700 Hühner, 850 Kapaune und 824 Kaninchen) und 345 Rohrdommeln und Reiher geschossen. Außerdem wurden 736 Hechte, 3150 Aale, 2279 Karpfen, 243 Lachse, 4000 Flusskrebse und 40 350 Eier serviert, so dass auch eventuelle Nichtfleisesser

zu ihrem Recht kamen. Und als wären die Tische noch nicht voll genug gewesen, trugen die Diener noch 3342 Fleischpasteten, 492 Aalpasteten und 2000 Stück Käse auf.

Natürlich hatten mittelalterliche Adlige auch keine größeren Mägen als gewöhnliche Sterbliche. Sie stopften nicht zwei Dutzend Mahlzeiten in sich hinein, sondern wählten aus der Überfülle aus, worauf sie Lust hatten. Gemäß der Sitte der Zeit wurden die Speisen in Cambrai nicht in einzelnen Gängen aufgetragen, sondern eher wie bei einem Büffet, oder besser gesagt: einer Abfolge von Büffets. Die Tische wurden immer wieder mit neuen Gerichten beladen, ein unablässiger Strom, der die leckersten Stücke zum König und den Frischvermählten brachte. Das Greifen und Grapschen nahm kein Ende. Zwei Jahrhunderte zuvor hatte sich Bernhard von Clairvaux über solche Gefräßigkeit empört; er beklagte, selbst nach dem Verschlingen von vier oder fünf Gerichten verringere die Satttheit nicht die Esslust.⁵

Bei einem burgundischen Festmahl floss natürlich der Wein in Strömen. Er wurde ausgeschenkt, ergoss sich aber zusätzlich aus raffinierten Tischbrunnen. Nicht nur Fässer aus Burgund wurden herbeigerollt, auch der in späteren Jahrhunderten ein wenig in Ungnade gefallene Loirewein Saint-Pourçain war sehr beliebt. Für den *échanson* war das Fest eine aufregende Angelegenheit. Er musste seine besten Weine anbieten und sie im richtigen Maß mit Wasser verdünnen, obwohl der Alkoholgehalt von Wein damals ohnehin geringer war als in späteren Jahrhunderten. Wein wurde niemals pur getrunken. Dass er nicht nur weniger Alkohol enthielt, sondern außerdem mit Wasser vermischt wurde, erklärt vielleicht das Ausmaß des mittelalterlichen Weinkonsums.

Der Mundschenk bediente die höchsten Gäste und kostete ihren Wein vor. Nicht nur, um festzustellen, ob er trinkbar war, sondern auch wegen der in jenen unsicheren Zeiten verbreiteten Angst vor Vergiftung. Dafür bediente er sich eines Trinkgefäßes, das angeblich aus dem Horn eines Einhorns, in Wirklichkeit aus dem Stoßzahn eines Narwals gefertigt war. Wenn der Wein darin zu kochen begann oder dampfte, war er vergiftet.

Flaschen gab es noch nicht, und der Gebrauch von Korken setzte sich erst im achtzehnten Jahrhundert durch; außerhalb des Fasses versauerte

Wein deshalb bald, er musste rasch getrunken werden. Mundschenke versuchten dieses Problem zu lösen, indem sie dem Wein Honig und allerlei Gewürze hinzufügten. Auch die Saucen und Fleisch- und Fischgerichte wurden kräftig gewürzt. Wegen ihrer meist orientalischen Herkunft erweckten die Gewürze Vorstellungen von exotischen Paradiesen, während mittelalterliche Ärzte ihnen verdauungsfördernde Eigenschaften zuschrieben.

Der Zucker trat erst in der Renaissance seinen Gang ans Ende der Mahlzeit an, in der Epoche der Doppelhochzeit von Cambrai wurde er als Saucengewürz oder bei der Zubereitung von gebratenem Stör oder Kapaun verwendet. Natürlich kamen in Cambrai auch Kuchen und Waffeln, außerdem Nüsse und frische und kandierte Früchte auf den Tisch. Zu diesen Desserts (von *desservir*, abräumen) trank man Hypocras, für dessen Zubereitung der *échanson* zwei Litern Wein einen Esslöffel fein gestampften Zimt, Ingwer, Kardamon, Muskatnuss, Galgant und eine ordentliche Portion Zucker hinzufügte. Philipps Gemahlin Margarete von Flandern war versessen auf diesen beliebten Gewürzwein.

*

Die riesigen prasselnden Herdfeuer verwandelten die Küchen in große Backöfen, aus denen schwitzende livrierte Diener die Gerichte in den Speisesaal trugen. Das Klirren von Tischgerät, die Schneidegeräusche von den Tranchiertischen, der Gesang der Ménestrels, die Lieder von Trouvères zu Gehör brachten, das Knurren von Hunden, die unter den Tischen Knochen abnagten, das wollüstige Geflüster angetrunkener Edelleute, Flüche in mehreren Sprachen, kurz, die typischen Laute eines Festmahls schlugen den Dienern dort entgegen, zusammen mit dem Qualm der von Pagen ständig ersetzten Fackeln und Kerzen. Auf großen silbernen Schalen trugen sie zu beeindruckenden Pyramiden aufgeschichtete Bratenstücke von Kalb, Reh, Hirsch oder Wildschwein zu den Tischen, außerdem Gänse, Reb- und Birkhühner, aber auch Vögel wie Pfau, Reiher, Schwan, Drossel oder Amsel. Im Mittelalter mussten Speisen nicht nur dem Gaumen, sondern auch Nase und Augen schmeicheln. Um die Tafelnden in die richtige Stimmung zu

versetzen, verbrannten andere Diener Gewürze und Weihrauch und streuten Veilchen und frische Kräuter auf den Boden.

Die Köche gaben sich die größte Mühe, die Gäste mit originellen Arrangements zu überraschen. Sie stopften Schweinebäuche mit Wurstketten voll, die beim Aufschneiden des Schweins als eine Art opulenter Rosenkranz auf den Tisch glitschten, schmückten Trappen mit Edelsteinen, kleideten Haselhühner in goldene Kutten, tischten Schweinebraten in Fischform auf, statteten einen Hasen mit Katzenohren aus, setzten einen Hühnerkopf auf einen Kaninchenleib oder kochten ein Dutzend Raubseeschwalbeneier in Schweinsblasen. Die Burgunder waren verrückt nach solchen Extravaganzen. Im bereits erwähnten Kochbuch *Le Viandier* wird erklärt, wie man bei festlichen Anlässen einen Kapaun in einer Rüstung «rittlings auf einem gebratenen Ferkel» präsentieren konnte.

Wirklich spektakulär wurde es erst, wenn ein Pfau in voller Pracht auf dem Tisch erschien, ein Klassiker des Genres, der in Cambrai bestimmt nicht fehlte. Zuerst zog ein besonders versierter Abhäuter dem Vogel das Kleid aus Haut und Federn ab, wonach Köche den Leib mit stark gewürztem Gehacktem füllten. Der Kopf, der später noch Bewunderung hervorrufen musste, wurde mit einem nassen Tuch abgedeckt, dann spießte der Chefkoch den Vogel vorsichtig auf den Drehspieß. Sobald er gar war, zogen Köche ihm den Prunkmantel wieder an, vergoldeten den Schnabel und die Füße und arrangierten die Schwanzfedern erneut zu einem Fächer. Ein Küchenknecht stopfte dem Vogel einen mit Branntwein getränkten Lappen in den Schnabel und entzündete ihn. Von Fanfarenbläsern begleitet, wurde der Feuer speiende Pfau schließlich triumphal in den Festsaal getragen.

Es ist offensichtlich, dass solche kunstvoll gestalteten Zwischengerichte, die sogenannten *entremets*, eher das Auge als den Magen befriedigen sollten. Besonders sublimen *entremets* waren nicht nur Ausdruck der Leidenschaft für raffinierte Spektakel, sondern erzählten auch eine Geschichte. Epische Darstellungen von Heldentaten, Schlachten oder Entführungen schöner Frauen erfreuten sich großer Beliebtheit. Jongleure, Ménestrels, Spielleute und Komödianten strömten zur Unterstützung dieser gastronomischen Parade in den Saal.

Der Dichter und Redner Jan van Mechelen berichtete von einem denkwürdigen *entremet*, das die Hochzeitsgäste in Cambrai verzückte. Vier wilde Tiere verteidigten eine Burg gegen Belagerer, die wie Mauern aussahen. Im Burgturm prangten zwei edle Jungfrauen, die eine trug eine Krone, die andere eine französische Lilie. Über der Szene schwebte ein weißer Hirsch mit silbernen Flügeln. Das überwiegend aus Essbarem zusammengebaute Kunstwerk war eine Anspielung auf das bedrohliche Vordringen der Osmanen in Osteuropa und zugleich eine verblüffende Vorankündigung der Abenteurer, die den frisch vermählten Johann von Burgund als künftigen Kreuzfahrer erwarteten. Die Burgunder erwiesen sich als Meister dieser mit Humor und Poesie überhöhten Baukunst der Gefräßigkeit, und die Doppelhochzeit von Cambrai bot hier einige markante Beispiele. Johanns Sohn und Nachfolger Philipp der Gute, bis zu dessen Geburt noch elf Jahre vergingen, entwickelte diese burgundische Spezialität im fünfzehnten Jahrhundert zu märchenhafter Vollkommenheit.

Alles in allem verschlang das gewaltige Schlemmervergnügen 150 000 Livres aus der burgundischen Staatskasse. Um eine Vorstellung vom damaligen Wert dieser Summe zu vermitteln: Ein Fass (365 Liter) Beaune kostete 20 bis 30 Livres, ein gutes Pferd 40 bis 100 Livres. Für 1000 Livres konnte man ein schönes Haus in Paris erwerben, und ein Maurermeister in Nordfrankreich verdiente ungefähr einen Livre am Tag. Seit er Graf von Flandern war, beliefen sich Philipps Einnahmen auf 300 000 Livres pro Jahr, ein Betrag, der sich in den kommenden Jahren auf eine halbe Million erhöhte; der Anteil Flanderns daran schwankte zwischen 35 und 48 Prozent. Das Hochzeitsfest von Cambrai kostete ihn also 1385 praktisch die Hälfte seiner jährlichen Einnahmen. Albrecht von Wittelsbach beteiligte sich nur mit ungefähr einem Viertel des burgundischen Anteils an den Kosten, und schon dafür musste er Geld leihen, denn der Betrag überstieg immerhin seine jährlichen Einnahmen aus der Grafschaft Holland.

Philipp lebte eigentlich über seine Verhältnisse, worüber er sich aber nicht den Kopf zerbrach; er verstand dieses Hochzeitsfest, modern ausgedrückt, als einzige große PR-Veranstaltung. Selbstdarstellung war für den Burgunder zur Staatsräson geworden. Wie erfolgreich er darin war, kann man bei Froissart lesen: «In den vergangenen

fünfhundert Jahren war in Cambrai niemals ein so würdiges und glanzvolles Fest gegeben worden wie zu jener Zeit, über die ich berichte.»⁶

Unerträgliche Raserei

Die Doppelhochzeit lockte nicht nur die offiziell Eingeladenen an. Der Abt des örtlichen Augustinerklosters berichtete von zwanzigtausend Fremden, für die in den nahegelegenen Dörfern über fünftausend Zelte aufgestellt wurden. Ob die Reste der großen Schlemmerei noch für all diese Neugierigen gereicht haben, ist nicht überliefert, aber sie waren ohnehin nicht nur deswegen nach Cambrai gereist. Nach dem Hochzeitstag ging das Fest nämlich noch eine knappe Woche weiter, und zur Freude vieler Menschen wurden diese Tage mit Turnieren gefüllt.

Während des Hundertjährigen Krieges fanden solche Wettkämpfe meistens in den großen Städten Brabants, des Hennegau, des Artois und der Picardie, besonders aber in Flandern und dort vor allem in Lille und Brügge statt. Nach einem Friedensschluss oder Waffenstillstand kamen auch englische Ritter nach Flandern oder ins nordöstliche Frankreich, um sich mit den französischen zu messen. Im April 1385 waren die Engländer natürlich nicht mit von der Partie, aus Ärger darüber, dass der reich gefüllte bayerische Korb in burgundische Hände gelangt war. Die Franzosen mochten eine Schlacht nach der anderen gegen die Engländer verlieren, bei Turnieren glänzten sie, und auch wenn es darum ging, eine vorteilhafte Heirat auszuhandeln, waren sie ihren Erbfeinden einen Schritt voraus. Das hatte Philipp der Kühne schon 1369 bewiesen, als er Margarete von Flandern dem Sohn Eduards III. vor der Nase wegschnappte, und nun hatte er das Kunststück für seinen Sohn Johann wiederholt.

Die Ritter, die einem Turnier wochenlang entgegenfieberten, dachten kaum daran, dass es für sie tödlich enden konnte. Zum großen Ärger von Kirchenführern bis in die höchsten Kreise Roms – so viele sinnlos vergeudete Leben! Schon während des Zweiten Laterankonzils 1139 war beschlossen worden, bei Turnieren umgekommenen Rittern

kein christliches Begräbnis zu gewähren. Bernhard von Clairvaux, der 1146 zu einem Kreuzzug aufrief, um die Aggressionen der Ritter in Richtung Naher Osten zu kanalisieren, bezeichnete sogar weltlichen Kriegsdienst als «unerträgliche Raserei ... Bei keinem anderen Sold als entweder Tod oder Verbrechen!»⁷ Denn auch die Seele des im weltlichen Kriegsdienst Gefallenen werde ewig zugrunde gehen. Doch es nützte alles nichts, dieses Spiel ließ sich der Adel nicht verderben. Auch in Cambrai war das Turnier der Höhepunkt des Festes.

Der erste Tag gestaltete sich als dreifache Modenschau. Auf dem Feld der Ehre paradierten mit farbenprächtigen Schabracken behängte Renommierpferde, die, wenn sie hätten lachen können, die goldenen Mundstücke ihrer Trensen präsentiert hätten. Diese prachtvollen Tiere, die am nächsten Tag trainierten Schlachtrössern Platz machten, trugen das Gewicht von Reitern, die über ihren Gambesons, textilen Unterrüstungen, vergoldete oder bemalte Plattenpanzer trugen. Manche Helme waren mit Aufsätzen in Form von Feuer speienden Drachen, Zähne fletschenden Wolfsköpfen oder Hirschgeweihen verziert. Auf der Ehrentribüne glänzten die Gäste in ihren unbezahlbaren Gewändern. Edelfrauen hielten ihre Halstücher bereit, um ihren Favoriten im Fall des Sieges damit zu belohnen. Rings um den Kampfplatz schließlich stand eine Menge aus Bürgern und einfachem Volk: Kaufleute, Handwerker, Bauern, Knechte, Prostituierte, Quacksalber, Zahnbrecher, Akrobaten, Possenreißer, und sie alle machten große Augen.

Die Kettenrüstung aus miteinander verflochtenen eisernen Ringen, die bis zu zwanzig Kilo wiegen konnte, war seit Mitte des dreizehnten Jahrhunderts allmählich durch eiserne Platten ergänzt worden und wurde gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts durch den Plattenpanzer verdrängt. Er war nicht nur leichter – um den Rumpf zu schützen, reichten fünf Kilo Eisen –, sondern schützte auch besser gegen Pfeile. Weil Ritter deshalb weniger leicht verwundbar waren, hatten sie auf dem Schlachtfeld bessere Überlebenschancen und wurden oft gefangen genommen, um später gegen Lösegeld freigelassen zu werden. Allerdings konnte auch ein Ritter in Plattenrüstung, wenn er vom Pferd gestürzt war, sich nur mit einiger Mühe wieder erheben, vor allem auf schlammigem Boden wie bei der Sporenschlacht. Gegen

leichter gepanzertes, beweglicheres Fußvolk waren die Chancen dieser Supermänner gering.

Da die Helme seit dem dreizehnten Jahrhundert auch das Gesicht bedeckten, konnte der rüstungsmäßige Fortschritt Verwirrung stiften, denn es war schwierig, einen zu Eisen transformierten Ritter zu identifizieren. Deshalb ließen Ritter besondere Kennzeichen auf ihren Schilden und Rüstungen anbringen; das waren die Ursprünge der Heraldik. Das burgundische Familienwappen verband Elemente, die auf Frankreich (goldene Lilien) und auf Burgund selbst (diagonale blaue und gelbe Balken) verwiesen. Johann Ohnefurcht fügte später den aufgerichteten schwarzen Löwen Flanderns hinzu, das ihm über seine Mutter zufiel. Die neuen Statussymbole erschienen bald auch auf Grabsteinen und Glasfenstern.

Im Lauf der Zeit wurden Wappenschilder immer komplexer und extravaganter. Was ursprünglich für Klarheit sorgen sollte, war schon zur Zeit der Doppelhochzeit zu einem undurchdringlichen Wirrwarr von Symbolen geworden. Damit man sich darin zurechtfinden konnte, nahm das Haus Burgund in Cambrai die Dienste eines Herolds in Anspruch. Dessen Aufgabe war es, als Bote das Turnier anzukündigen und während der Festivität selbst das hohe Publikum vor heraldischer Verwirrung zu bewahren. Als mittelalterlicher Nerd konnte er sämtliche Wappenschilder in- und auswendig und konnte zum Beispiel sofort ausrufen, wer bei einem Kampf zu Boden gegangen war. Der bekannteste Herold seiner Zeit war Claes Heynensoon, ein gefragter Wappenexperte, der auch einige Jahre für Johanns Schwiegervater Albrecht von Bayern tätig war. Er verfasste zwei (erhaltene) Wappenbücher und zahllose (verlorene) Turnierberichte, die nach den jeweiligen Wettkämpfen kurzlebige Bestseller waren.

Nach der Verlesung des Reglements mussten die Teilnehmer feierlich schwören, dass sie keinen magischen Talisman oder Zauberspruch in ihrer Rüstung verbargen und sich allein auf ihre eigenen Kräfte und Gottes Hilfe verließen. Es folgten mehrere unterschiedliche Wettkämpfe. Bei der *mêlée*, dem Getümmel, imitierten zwei Mannschaften von bis zu einigen hundert Rittern die klassische Schlachtsituation, ritten aufeinander zu und versuchten, ihre Gegner zu Boden zu bringen, kehrten danach um (Turnier kommt von französisch *tourner*) und be-

gannen erneut, bis die Übriggebliebenen Mann gegen Mann kämpften. Teilnehmer konnten einander gefangen nehmen und wie im wirklichen Krieg Lösegeld verlangen. In der Anfangszeit galt diese Disziplin nicht nur als realistisches Training für den Ernstfall, sondern wurde auch dafür missbraucht, blutige Fehden auszutragen. Die unübersichtliche *mêlée* stammte aus dem elften Jahrhundert, der Urzeit des mittelalterlichen Turniers, und inszenierte Ritterlichkeit vor allem als kollektive Kraft. Wegen der Neigung zu immer stärkerer Individualisierung des Ruhms kam diese Disziplin allmählich aus der Mode; in Cambrai stand sie höchstwahrscheinlich nicht einmal mehr auf dem Programm. Noch sehr beliebt war dagegen der *béhourd* (sprachlich verwandt mit Buhurt, dem deutschen Wort für die *mêlée*), bei dem zwei Gruppen von bis zu vierzig Mann gegeneinander antraten und die eine Mannschaft eine «Burg» gegen die angreifende andere Mannschaft verteidigte. In Cambrai schlug Philipp der Kühne sich in dieser Disziplin hervorragend.

Bei der Tjost, dem Lanzenstechen, traten zwei Ritter zu Pferd gegeneinander an. Diese berühmteste Disziplin des Turniers war von Anfang an ebenso beliebt wie tödlich. Trotz immer strengerer Regeln war es auch zur Zeit der Doppelhochzeit noch so, dass die beiden mit eingelegten Lanzen angreifenden Reiter einen Frontalzusammenstoß riskierten. Erst im fünfzehnten Jahrhundert wurde eine meist anderthalb Meter hohe Schranke eingeführt, an der entlang man auf beiden Seiten aufeinander zu ritt, bis der erwartete Stoß einen aus dem Gleichgewicht brachte oder nicht. Die Ritter saßen fest in ihren hohen Sätteln und griffen jeweils rechts von ihren Gegnern an, weshalb sie die Lanzen über dem Pferdehals nach links richteten. Ende des vierzehnten Jahrhunderts war das Ziel des Lanzenstechens nicht mehr, den Gegner aus dem Sattel zu heben und gefangen zu nehmen, sondern, möglichst viele Lanzen – hölzerne mit eiserner Spitze – am heranpreschenden Gegner zu zerbrechen. Es siegte derjenige, der die meisten Punkte erzielte; bei Gleichstand prüften die Schiedsrichter, wer das längste Stück Lanze abgebrochen hatte. Der Ursprung der bekannten Redewendung «für jemanden eine Lanze brechen» liegt in diesem heroischen Lanzenbrechen.

König Karl VI. schnitt beim Lanzenstechen in Cambrai keineswegs

schlecht ab. Chronisten bezeugten dem mutigen Monarchen, der neunmal sein Pferd bestieg, ihren Respekt, missbilligten aber, dass er sich solchen Gefahren aussetzte. War das mit der königlichen Würde vereinbar? Solche Bedenken hinderten Karls Nachfahren nicht daran, diese Disziplin weiterhin auszuüben, bis Heinrich II. 1559 bei einem Turnier tödlich verletzt wurde. Ein Splitter vom Lanzenstumpf seines Gegners bohrte sich durch sein Visier und durchs Auge ins Gehirn. Es war der Todesstoß sowohl für den französischen König als auch für das Lanzenstechen, das im sechzehnten Jahrhundert hoffnungslos veraltet war. Handfeuerwaffen hatten schon seit geraumer Zeit Lanzen verdrängt, Kugeln durchschlugen mühelos Plattenharnische, die nun vor allem eine zeremonielle Funktion erfüllten. Die bei Turnieren angewandten Kriegstaktiken waren endgültig Vergangenheit. Das Duell ließ die Tjost bald in Vergessenheit geraten. Im Grunde hatte diese Entwicklung schon im vierzehnten Jahrhundert begonnen, wie die von Langbogenschützen und gepanzertem Fußvolk entschiedenen Schlachten von Crécy (1346) und Poitiers (1356) erkennen lassen.

Doch 1385 in Cambrai hätte sich noch kein Teilnehmer vorstellen können, dass die Zeit der ungemein beliebten Turniere eines Tages vorbei sein würde. Tagelang wurde gekämpft, dass es eine wahre Lust war. Es war Sport *avant la lettre*, eine Art ritterliche Leichtathletik in einer Atmosphäre höfischen Lebensstils, und den Burgundern bereitete es großes Vergnügen, den Wettbewerben Glanz zu verleihen. Breit lächelnd überreichte Philipps Gemahlin Margarete die diamantenbesetzte goldene Spange, die sie seit Beginn der Festlichkeiten an ihrer Brust trug, dem Sieger Jean de Donstiennes, einem Ritter aus dem Hennegau.

Zerfetzte Panzerhandschuhe

Philipp der Kühne kam die ganze Woche aus dem Strahlen nicht heraus; der Reichtum des Herzogs stellte den des Königs in den Schatten. Es war die Hochzeit seiner beiden ältesten Kinder, aber es war in erster Linie sein Fest, er selbst stand im Mittelpunkt. Der Herzog und seine

Gemahlin waren keine Schönheiten, doch die luxuriöse Eleganz ihrer Kleidung machte einiges wett. Alles deutete darauf hin, dass ihre Ehe nicht nur politisch, sondern auch auf der menschlichen Ebene ein Erfolg war. Zusammen hatten sie zehn Kinder in die Welt gesetzt, von denen schließlich sieben das Erwachsenenalter erreichten. Philipp war oft unterwegs, und Liebschaften gehörten zu seinem Leben, doch er mied Exzesse. Zwei uneheliche Kinder erkannte er an – eine Kleinigkeit im Vergleich zu den fast zwanzig seines Schwiegervaters Ludwig von Male.

Der Bräutigam Johann von Burgund war mindestens ebenso ehrgeizig wie sein Vater und hatte auch dessen Fähigkeit zu entschlossenem Handeln geerbt. Doch was Selbstdarstellung anging, konnte er mit seinem Erzeuger nicht mithalten. Johanns Gang hatte etwas Unbeholfenes, er achtete weniger auf seine Kleidung, böse Zungen behaupteten sogar, dass er hin und wieder geradezu liederlich aussehe. Bei besonderen Anlässen entfaltete er allerdings jenen Prunk, den man vom Haus Burgund erwartete. Im Gegensatz zu seinem hochgewachsenen Vater war er klein und mit einem großen Kopf und einer scharfen Nase gesegnet. Trotz der angeborenen Hässlichkeit beeindruckte er viele mit seinen oft halb geschlossenen Augen. Er strahlte eine befremdliche Strenge aus, vielleicht schon das Markenzeichen seiner späteren Politik als Herzog. Die Furcht, die er der Legende zufolge selbst nicht kannte, flößte er anderen ein.

Man sollte nicht vergessen, dass er bei seiner Hochzeit in Cambrai erst dreizehn Jahre alt war. Von der Ehrentribüne beobachtete der Jüngling die Anstrengungen auf dem Kampfplatz. Ringsum wurde diskutiert, gezeigt, gelacht; Kenner stellten Vergleiche mit berühmten Kämpfen der Vergangenheit an. Geschickte Manöver riefen Erinnerungen an legendäre Turniersieger wie Richard Löwenherz oder Philipp von Elsass wach. Nur wer mit wirklich großartigen Kampfeslisten glänzte, wurde mit William Marshal verglichen – dem Eddy Merckx der Turniergeschichte –, dem es Ende des zwölften Jahrhunderts gelungen war, fünfhundert Ritter gefangen zu nehmen, und der als größter Ritter aller Zeiten galt.

Johann, der zwar schon trainierte, aber für eine Teilnahme noch zu jung war, kannte die Geschichten von diesen Heldentaten in- und aus-

wendig und träumte von kriegerischem Ruhm. Zwei Jahre später durfte er erstmals selbst antreten und erwies sich als geschickter Mitspieler. Als Herzog bezahlte er talentierte Turnierritter als Kämpfer für die Farben Burgunds. Er bestellte Atlas aus Lucca und Samt aus Florenz, um seine edelsteinbesetzten Harnische damit bespannen zu lassen. Und er stellte die besten Waffenmeister ein, Spezialisten, die «Plattenpanzer ausbesserten ... Helme, Ringe und Haken reinigten, gerissene Überwürfe nähten, zerfetzte Panzerhandschuhe wiederherrichteten, Eisen- und Lederteile erneuerten und an mehreren Stellen Lücken schlossen».⁸ Nach Johanns Tod führte der stets gewissenhafte herzogliche Buchhalter in der Rubrik «Turnierrüstungen» eine Sammlung von neun Helmen, acht Paar vollständige Rüstungen mit Arm- und Beinschienen, spezielle Sättel, verschiedene Stirn- und Brustplatten für Pferde, zehn Messingglöckchen und zwei Riemen mit kleineren Glöckchen auf, die an den Rüstungen befestigt wurden, um das Spektakel mit Geklingel zu begleiten. Mit dreizehn Jahren konnte Johann im April 1385 von einer solchen Luxusausstattung nur träumen. Bisher bekam er von seinem Vater nur ein bescheidenes Taschengeld und musste geduldig abwarten.

Herzog Philipp beobachtete die heftig gestikulierenden Großmäuler auf der Ehrentribüne mit den Augen des Politikers, der seine Chancen abwägt, während Sohn Johann ganz vom Geschehen auf dem Kampfplatz in Anspruch genommen wurde. Seine acht Jahre ältere Angetraute saß neben ihm. Die beiden würden acht Kinder bekommen, sieben Töchter und – Gott sei Dank – einen Sohn. Später besuchte Johann häufig Badehäuser, meist Orte sexueller Ausschweifungen; offiziell kam er auf vier illegitime Kinder. Der Sohn, den er mit Edelfräulein Agnès de Cro zeugte, hieß Johann wie er selbst; als Bischof von Cambrai wurde dieser «Bastard» zu einem der bekanntesten Vertreter der Adelsfamilie Cro, die eine Machtposition im burgundischen Staat eroberte und deren Machenschaften in den 1450er Jahren die herzogliche Dynastie ernsthaft in Gefahr brachten.

Schon in jungen Jahren hatte Johann Flöte und Dudelsack spielen gelernt, seine Gemahlin Margarete von Bayern war eine talentierte Harfenistin. Musik erwies sich als eines der verbindenden Elemente in dieser arrangierten Ehe. Die beiden stellten Dichter und Komponisten

ein, die Gelegenheitswerke für Geburtstags- und Neujahrsfeste schrieben, und bezahlten Musiker für die glanzvolle Begleitung zeremonieller Handlungen. In ihren Rechnungsbüchern werden sieben Ménestrels, sechs Trompeter und ein Harfenist als fest angestellt genannt; interessanterweise kein Narr, während nicht weniger als vier zum Gefolge seines Vaters zählten.

Trotz seiner Vorliebe für Musik und Theater bewegte sich Johann Ohnefurcht bei festlichen Anlässen, wenn man galante Gesten und geschliffene Bonmots erwartete, niemals ganz ungezwungen. Er war nicht besonders schlagfertig, und ihm fehlte das diplomatische Talent seines Vaters, der sehr genau wusste, wie wichtig ein Lächeln zur rechten Zeit sein konnte. Philipp, der vor allem den Ruf eines reichen und energischen Machtpolitikers genoss, behauptete sich in dieser Sphäre voller Raffinement und Heuchelei mit wesentlich mehr Flair. In dieser Hinsicht unerreicht war jedoch Johanns Cousin Ludwig von Valois, Herzog von Orléans, der jüngere Bruder des Königs, der sich schon als Dreizehnjähriger in Cambrai weltgewandt und mit höfischer Eleganz zwischen den Hochzeitsgästen bewegte und später in Johanns Leben und in der Geschichte Burgunds eine entscheidende Rolle spielte.

Ludwig von Orléans war immer einen Schritt schneller, wenn es darauf ankam, Wortspiele, Komplimente oder Scherze anzubringen. Selbst Karl VI., der gern mit dergleichen glänzte, musste hier die Überlegenheit seines Bruders anerkennen. Der erwachsene Ludwig gehörte zu den Männern, die elegant tanzen, mit einer Verbeugung ihr Gegenüber auf die Schippe nehmen und mit einem einzigen Augenaufschlag Frauen beeindrucken konnten. Andererseits war er oft trübsinnig; mal sah er die Welt mit traurigem, mal mit wollüstigem Blick. Im Grunde seines Herzens fromm, suchte er regelmäßig zu Gebet und Besinnung das Pariser Zölestinerkloster auf. Als gottesfürchtiger Luftikus mit Sinn für Humor und einer Neigung zur Melancholie verkörperte Ludwig wie kaum ein anderer die Extreme des Spätmittelalters.

Es war unvermeidlich, dass Johann und Ludwig miteinander verglichen wurden. Die beiden Cousins waren fast gleichaltrig und hatten eine sehr ähnliche Stellung, Ludwig als jüngerer Bruder des Königs, Johann als ältester Sohn des in Wirklichkeit mächtigsten Mannes in Frankreich. Orléans war die Nummer zwei im Königreich, Johann in

Burgund und Flandern; zusammen verkörperten sie die Zukunft. Der kameradschaftliche Umgang, zu dem sie sich zögerlich bereitfanden, war von Anfang an durch ein ungutes Gefühl von Rivalität geprägt. Ludwigs gesellschaftliche Erfolge, seine Spötteleien und die verblüffende Gewandtheit, mit der er sich in der Welt bewegte, kränkten Johanns verschlossene Seele.

Allmählich entwickelte Johann eine Abneigung gegen den in seinen Augen zu modisch gekleideten Schlappschwanz, der leichtfertig mit der Wahrheit umsprang. Schon die äußerst höfliche, aber von kaum spürbarer Ironie durchtränkte Art, mit der Orléans ihm begegnete, machte ihn wütend. Doch Johann schwieg, versuchte sogar krampfhaft, das Spiel mitzuspielen. Vermutlich hat er aber schon früh gespürt, dass aus seiner als Ärger maskierten Eifersucht eines Tages Hass werden würde. Erst nach dem Tod seines Vaters wurde ihre Gegnerschaft offensichtlich, der Ursprung von Johanns Groll war aber viel älter. Während in Cambrai Ritter mit viel Lärm für ihre Ehre kämpften, nahm auf der Ehrentribüne eine stille Feindseligkeit ihren Anfang.

SCHÖNHEIT UND WAHNSINN

ODER

wie Burgund den letzten richtigen Kreuzzug des Mittelalters veranstaltete, aber auch, wie das Mäzenatentum Philipps des Kühnen den Niederen Landen eine erste Blüte in den Schönen Künsten bescherte.

Osmanische Kämpfer warfen den gefangen genommenen serbischen Fürsten Lazar Hrebeljanović auf den Leichnam ihres Sultans Murad I., der während der Schlacht gefallen war. Dem Fürsten blieb kaum Zeit, mit den Augen zu blinzeln, schon blitzte ein erhobenes Krummschwert in der Sonne. Mit einem einzigen Streich rächte ein türkischer Krieger seinen Herrscher, Sultan und Fürst lagen leblos nebeneinander. Nach dem Tod der beiden Oberbefehlshaber ging die Schlacht auf dem Amselfeld in eine entscheidende Phase.

Am 28. Juni 1389 stand das Heer aus Ungarn, Bulgaren, Albanern, Bosniern und vor allem Serben in der Nähe von Priština im heutigen Kosovo einer gewaltigen türkischen Streitmacht gegenüber: Europäer gegen Osmanen, Christen gegen Moslems, Lazar gegen Murad. Ohne erkennbare Regung übernahm Murads Sohn Bayezid das Kommando und fügte der Koalition osteuropäischer Christen eine schwere Niederlage zu. Als neuer Sultan vereinte er die zerstrittenen anatolischen Fürstentümer unter seiner Herrschaft, unterwarf einen Teil des Balkans, bedrohte Konstantinopel und zog über Bulgarien und Serbien nach Ungarn. Dieser Urenkel des berühmten Osman I., dem die Dynas-

tie und das Reich der Osmanen ihren Namen verdanken, träumte davon, aus der Basilika Sankt Peter einen Stall für seine Pferde zu machen. Seine Türken erinnerten an die hunnischen Horden, die blitzschnell nach Westen stürmten; Bayezid trug seinen Beinamen «der Blitz» nicht zufällig.

Nach und nach trafen die ersten Gerüchte von der christlichen Niederlage in Paris ein, wo das Leben seinen gewohnten Gang ging. Nicht die osmanische Bedrohung, sondern der Einzug Königin Isabeaus in Paris war das Gesprächsthema des Sommers. Obwohl sie seit vier Jahren den Titel der Königin von Frankreich trug und vermutlich schon sehr oft nach Paris gekommen war, meinte Karl VI., dass sie ein Anrecht auf einen «Freudigen Einzug» habe, wie die Tradition ihn vorschrieb. Während ihres Triumphzugs am 22. August 1389 stiegen zwei Engel aus einem von Sternen übersäten künstlichen Firmament herab und setzten eine goldene Krone auf Isabeaus Haupt. An Straßenecken gaben Blaskapellen ihr Bestes oder stellten Kinder mythologische Szenen nach; zwischendurch konnte die Königin Schloss-Kulissen bewundern, in denen erbauliche Bühnenstücke aufgeführt wurden. Der Zug kam so langsam voran, dass es bereits dämmerte, als endlich Notre-Dame in Sicht kam. Die Brücke, die zur Kathedrale führte, war mit blauem Taft ausgeschlagen und mit goldenen französischen Lilien geschmückt. Als Tüpfelchen auf dem i balancierte ein Akrobat auf einem Seil, das von einem der massiven Türme zu einem Haus an der Pont Saint-Michel gespannt war, in jeder Hand eine brennende Kerze. Im Dunkeln waren die Lichter dieser menschlichen Fledermaus noch aus großer Entfernung zu sehen.

Um seine bildschöne Gemahlin ungestört glänzen zu sehen, hatte sich der König inkognito unters Volk gemischt. Und niemand erkannte ihn! Beim abendlichen Fest prahlte er damit, dass ein Wächter ihm einen Schlag verpasst habe, weil er der Kutsche der Königin zu nahe gekommen sei. Er konnte sein Glück kaum fassen und blickte selbstgefällig Philipp den Kühnen an, als habe er diesen Großmeister des Vergnügens für einen Tag vom Thron gestoßen.

Der Burgunder zuckte mit den Schultern. Sein samtenes Wams zog alle Blicke auf sich. Die Halskettchen der vierzig aufgestickten Schwäne bestanden aus Perlen, die wie die anmutigen Tiere selbst auf dem Samt

zu schwimmen schienen. Ach, er gönnte Karl seinen Wahn. Wenn sein König froh war, war er es auch.

★

In den folgenden Tagen, während Isabeau de Bavière noch strahlte wie eine richtige französische Märchenkönigin und die Osmanen sich schon für die neuen Herrscher Osteuropas hielten, reiste Philipp nach Dijon. Seit Jahren war Jean de Marville sein wichtigster Bildhauer gewesen, und gerade jetzt, da der Herzog ihn dringend brauchte, hatte dieser Mann den Meißel für immer fallen lassen. Bald würde ein Holländer über eine der bedeutendsten Baustellen des Spätmittelalters herrschen.

Bereits 1377 hatte der gottesfürchtige Herzog etwas außerhalb von Dijon ein Stück Land gekauft, um darauf ein Kartäuserkloster bauen zu lassen, Champmol. Dass seine Wahl auf die Kartäuser fiel, ist bemerkenswert. Philipp, dieser gefallsüchtige Mann, der allein in den Jahren 1392 bis 1394 einhundertsechzig unterschiedliche Kopfbedeckungen erwarb, entschied sich ausgerechnet für den in Sachen Kontemplation und Askese radikalsten Orden seiner Zeit. Die Kartäuser nahmen das Armutsgebot besonders wörtlich, schworen allem Besitz, aller Eitelkeit und allem weltlichen Ansehen ab. Der Herzog legte sein Seelenheil also in gute Hände; die Gebete der ärmsten Mönche erhörte Gott doch am liebsten.

Philipps flämische Frau Margarete und ihr beider damals zwölfjähriger Sohn Johann hatten 1383 den Grundstein gelegt. Später bestimmte der Herzog testamentarisch, dass er in diesem Kloster begraben werden wolle; mehr noch, Champmol sollte die Grablege einer neuen Dynastie werden, als deren Stammvater er sich sah. Offensichtlich lag der Schwerpunkt seines Herrschaftsgebiets für ihn im Süden, in Dijon, und nicht in Lille, dem administrativen Zentrum des reichen Flandern. Unter seinen Nachfolgern nahm die Bedeutung der nördlichen Gebiete allmählich zu, bis sie die des alten Herzogtums bei weitem übertraf.

Die Klostergebäude und die Kirche standen relativ schnell, doch so gut wie alle dekorativen Arbeiten mussten Ende der 1380er Jahre noch ausgeführt werden, und dabei würde Philipps neuer Hofbildhauer

eine entscheidende Rolle spielen. Der Herzog suchte einen außergewöhnlich begabten Mann, der nicht nur bedeutende künstlerische Qualitäten besaß, sondern auch eine große Baustelle leiten, geeignete Handwerker einstellen und gutes Rohmaterial zu den günstigsten Preisen einkaufen konnte. Im Sommer 1389 fiel seine Wahl auf den in Haarlem geborenen Claus Sluter,¹ der schon eine Weile Marvilles Gehilfe gewesen war.

Zunächst richtete sich der Holländer in einem ihm zugewiesenen Herrenhaus mit dazugehöriger Werkstatt ein. Es war vom herzoglichen Palast aus rasch zu Fuß erreichbar, so dass Philipp sich jederzeit bei seinem Hofbildhauer über den Fortschritt der Arbeiten erkundigen konnte. Bevor der Meister den Meißel ansetzte, stellte er eine Gruppe von *ymagiers* (Bildhauern) aus allen Regionen der Niederen Lande zusammen. Um eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie *dietsch* (und in geringerem Maße *walsch*, also französischsprachig) diese französisch-burgundische Werkstatt war, folgt hier eine Liste von Namen, die kürzer hätte ausfallen können, aber in ihrer relativen Vollständigkeit hofentlich Bände spricht.

Als erste wurden Maes de Roek, Jan van Prindale, Willem Smout, Heine van Merchteren, Peter van Liekerke und Dirk Gherelex eingeladen, gute Bekannte Sluters aus Brüssel, wo er als junger Mann das Bildhauerhandwerk erlernt hatte. Es folgten Nicolaas de Hane aus Tournai, Gilles van Seneffe aus dem Hennegau, Antoine Cotelle und Humbert Lambillon aus Namur, Jacob van der Baerze aus Dendermonde (besser bekannt als Jacques de Baerze) und schließlich Sluters Neffe Claus (van) de Werve aus Hattem in Geldern. Einige arbeiteten die ganze Zeit in Burgund, andere nur vorübergehend. Meister Joseph Colart aus Dinant war für die Eisengießerei verantwortlich, Jean de Liège aus der Gegend von Lüttich für die Tischlerei. Ihre Namen sind die einzigen überlieferten, aber selbstverständlich arbeiteten sie nicht allein, sondern zusammen mit über zweihundert anonymen Steinmetzen, Maurern, Eisengießern, Holzschnitzern, Tischlern und Hilfsarbeitern. Wie angesichts der Herkunft der Künstler kaum anders zu erwarten, wurde auf der Baustelle von Champmol hin und wieder Niederländisch gesprochen. So tauchte Henri Boucher, der als *ouvrier de verrerie* für die Glasarbeiten verantwortlich war, Anfang der 1390er

Jahre in den Rechnungsbüchern des burgundischen Hofes unter dem Namen Henri Glasemaker auf.

Schon durch die Auswahl der Bildhauer sorgte Claus Sluter dafür, dass in den burgundischen bildenden Künsten ein frischer Wind wehte, ein kräftiger Nordwind. Nicht zufällig geschah dies, nachdem der Herzog 1385 Graf von Flandern geworden war und mit den Heiraten seiner beiden ältesten Kinder die Tür in Richtung Hennegau, Holland, Seeland und Brabant aufgestoßen hatte. Philipps Hofmaler Jean de Beaumetz war Franzose, aber seine Gehilfen Gerard van Nijvel und Torquin van Gent stammten aus Brabant und Flandern, wie übrigens auch die wichtigsten der Maler, die künftig am burgundischen Hof tätig sein würden. So führte der aus Ypern stammende Melchior Broederlam zahlreiche Arbeiten aus, und nach Beaumetz' Tod wurde 1397 Johan Maelwael, in Frankreich später unter dem Namen Jean Malouel bekannt, als neuer offizieller Hofmaler eingestellt. Der Name Maelwael bedeutete wörtlich «der gut malt». Wie Sluters wichtigster Gehilfe Claus de Werve stammte er aus dem Herzogtum Geldern, genauer gesagt aus Nimwegen. Er war unter Philipp und später unter dessen Sohn Johann tätig, der nach dem Tod seines Vaters die Fertigstellung des Klosters fortsetzte.

Offiziell wurden die Burgundischen Niederlande erst ein Dreivierteljahrhundert später aus der Taufe gehoben. Doch in Champmol entwickelte sich eine sorgfältig zusammengestellte Arbeitsgemeinschaft von Künstlern hauptsächlich aus Flandern, dem Hennegau, Namur, Geldern, Brabant und Holland zu einem Kunstlaboratorium, das schon Ende des vierzehnten Jahrhunderts im Kleinen vorwegnahm, was später im burgundischen Reich im Großen zustande kam: ein neues Konglomerat von Regionen unter einem einzigen Herzog und Grafen. Während der Traum Philipps des Kühnen dank dieser außergewöhnlichen Gruppe von Künstlern aus den nördlichen Regionen seines Einflussgebiets wahr wurde, bekam sein Sohn Johann bald die Gelegenheit, seinen eigenen Traum tief im Osten Europas zu verwirklichen.

Monseigneur will euch töten!

Im Sommer 1392 verließ Karl VI. schlecht gelaunt an der Spitze eines Heerzuges Paris, um Johann von Monfort, dem Herzog der Bretagne, eine Lektion zu erteilen. Auf Olivier de Clisson, den Connétable von Frankreich, der zehn Jahre zuvor bei Roosebeke Philipp van Artevelde besiegt hatte, war ein knapp gescheiterter Mordanschlag verübt worden, und der böse Herzog weigerte sich, den Attentäter auszuliefern. Obwohl der König nach einer Krankheit geschwächt war, seit Tagen Fieber hatte und oft unzusammenhängend redete, wollte er nicht auf seine Ärzte hören; zu Hause zu bleiben kam für ihn nicht in Frage. Der schwer verletzte de Clisson musste gerächt werden.

Zusammen mit seinem Vater Philipp gehörte auch Johann von Burgund der königlichen Streitmacht an. Johann war einundzwanzig, und das Fieber des Königs war ihm gleichgültig. Ihn beschäftigte einzig der Gedanke, dass er immer noch Schildknappe war; er brannte darauf, nach ein paar mutigen Taten auf dem Schlachtfeld zum Ritter geschlagen zu werden. Irgendwo hinter ihm ritt sein Cousin Ludwig von Orléans, der jüngere Bruder des Königs, inzwischen der starke Mann neben dem Thron und von Ehrgeiz besessen.

Am 5. August ritt die Spitze des Heerzuges mit dem König in den Wald von Le Mans, wo das Gebiet des unbotmäßigen Herzogs begann. Plötzlich trat eine seltsame Gestalt hinter einem Baum hervor und rief dem König zu: «Kehrt um! Ihr seid verraten!»² Weil der zerlumpte Mann ein armer Verrückter zu sein schien, der allein im Wald hauste, wurde er nicht verhaftet, sondern nur auf Abstand gehalten. Noch eine halbe Stunde lang wiederholte der Kauz seine Warnung, ein Mantra, das im fiebrigen Geist Karls VI. seine Wirkung entfaltete. Vor allem die Worte «Ihr seid verraten!» trafen bei dem sensiblen König eine empfindliche Stelle. Ganz in sich versunken, schaute er mit erstarrendem Blick vor sich hin, als würden die Rufe des Waldteufels eine Feder in seinem Inneren aufziehen.

Als sie den Wald verließen, brannte die Sonne auf sie nieder. Ein Page, der die Lanze des Königs trug, nickte ein und ließ die Waffe fal-

len; sie traf den Helm des Königs in der Hand des anderen Pagen, der neben ihm ritt. Der Lärm weckte Karl aus seiner Erstarrung. «Vorwärts gegen die Verräter! Sie wollen mich dem Feind ausliefern!»,³ schrie er verwirrt, zog sein Schwert und begann auf die Männer in seiner Umgebung einzuschlagen.

«Mein Gott», rief Philipp, «der König weiß nicht, was er tut! Halte ihn jemand zurück!» Karl tötete einen oder mehrere völlig überraschte Ritter und wendete sich dann gegen seinen Bruder Ludwig von Orléans. «Flieht, lieber Neffe, flieht. Monseigneur will euch töten!»,⁴ schrie Philipp ihm zu. Ludwig ließ sich das nicht zweimal sagen und gab seinem Pferd die Sporen.

Endlich machte Karls Tobsucht der Erschöpfung Platz, und er ließ sich überwältigen; die Männer um ihn herum sahen ihn wild mit den Augen rollen. Festgebunden auf einem zufällig vorbeigekommenen Ochsenkarren wurde er nach Le Mans zurückgebracht, wo er nach ein paar Tagen ganz wiederhergestellt zu sein schien. Seine Ärzte beruhigten die Gemüter, indem sie seinen Anfall auf die große Hitze zurückführten, und regten an, dass der König sich ein wenig zerstreuen solle, um wieder zu Atem zu kommen. Doch als Karl einige Monate später bei einem Maskenball beinahe in Flammen aufging, schien sein Geist endgültig Schaden zu nehmen. Der König und fünf seiner Freunde hatten enge, mit harzigem Wachs oder Pech getränkte Leinengewänder angelegt, die dicht mit Hanf beklebt wurden, damit sie wie zottige «wilde Waldbewohner» aussahen. Funken entzündeten eines der Kostüme, dann brannten weitere. Während seine Freunde wie Fackeln loderten – nur einer konnte sich durch den Sprung in einen Wasserkübel retten, einer verbrannte sofort, die übrigen starben nach zwei bis drei qualvollen Tagen – entging er selbst auf wunderbare Weise dem Tod. Seine Tante, die vierzehnjährige zweite Frau des einundfünfzigjährigen Herzogs von Berry, hüllte ihn geistesgegenwärtig in ihren Mantel und schützte ihn so vor den Funken. Doch in seinem Geist war unwiderruflich die Flamme des Wahnsinns entzündet.

Bis zu seinem Tod im Jahr 1422 sollte Karl ein Leben zwischen geistiger Klarheit und Irrsinn führen. Hin und wieder versuchte er noch, Einfluss auf die Regierungsgeschäfte zu nehmen, doch dann folgten wieder Monate der Umnachtung. Karl entfremdete sich von Isabeau

und lebte in verdunkelten Räumen, wo sich im Laufe der Zeit ganze Heerscharen von Ärzten und Quacksalbern um ihn bemühten. Sie verordneten ihm zahllose Heilsäfte und Salben und ließen ihn häufig zur Ader. Manchmal war er so gewalttätig, dass man ihn festbinden musste. Dann brabbelte er sinnloses Zeug wie «Je suis Georges le Blessé»⁵ oder er zeigte auf seine bildschöne Gemahlin und fragte: «Wer ist diese Frau, deren Anblick mich martert?»⁶

Einige Monate vor seinem Tod nahm er frisch und munter an einem Bogenschießwettkampf teil, doch in den drei Jahrzehnten bis dahin hatte dieser König, an den Thron gefesselt, mit labilem Geist, aber bei unverwüstlicher körperlicher Gesundheit allzu viel Zeit in Umnachtung verbracht. Interessanterweise machte ihn sein jämmerlicher Zustand bei seinen Untertanen nur beliebter. Sie nannten ihn nicht «der Wahnsinnige» – diesen Beinamen bekam er erst später –, sondern *Charles le Bien-Aimé*, Karl der Vielgeliebte. Das änderte nichts daran, dass die katholische Kirche, das Königreich Frankreich und die französisch-englischen Beziehungen am Ende seiner «Regierungs»-Zeit ebenso zerrütet waren wie sein verwirrter Geist.

Ich vergehe vor Ungeduld

Johanns Enttäuschung entlud sich in Flüchen, als sie beim Wald von Le Mans kehrtmachten. Wieder eine verpasste Gelegenheit, sich zu beweisen! Vater Philipp sah die Sache aus einem anderen Blickwinkel. Da Karl zumindest im Augenblick nur noch ein Schatten seiner selbst war, verkündete der Herzog von Burgund, das Reich brauche mehr denn je einen starken Regenten. Es gelang ihm, die Ratgeber des Königs zu entlassen, Karls Bruder Ludwig von Orléans als zu jung und unerfahren hinzustellen und sich selbst erneut als Regenten in die höchsten Sphären der Macht zu katapultieren. Dank einer Laune des Schicksals war er wieder die Nummer eins in Frankreich. Sofort blies er die Strafexpedition gegen den Herzog der Bretagne ab – welchen Vorteil hätte er daraus ziehen können? – und sorgte dafür, dass erneut ein großer Teil der Staatseinkünfte nach Burgund floss. Um den Handel zwischen

England und Flandern endgültig in geordnete Bahnen zu lenken, versuchte er anschließend, den Krieg rasch zu beenden.

Das Dorf Leulinghen in der Nähe von Boulogne-sur-Mer bildete im Frühjahr 1393 die Kulisse für neue Friedensgespräche. Die Grenze zwischen «Frankreich» und «England» verlief mitten durch die Pfarrkirche, die einen französischen und einen englischen Eingang hatte. Philipp der Kühne, der einige Jahre zuvor noch ein gewaltiges Landungsunternehmen auf der anderen Seite des Ärmelkanals vorbereitet hatte, tat nun alles, um eine Verständigung herbeizuführen. War es nicht töricht, dass Franzosen und Engländer das Gleichgewicht in Europa störten, während im Osten die Türken immer weiter auf den Kontinent vordrangen? Es sei doch sinnvoller, erklärte er, die Kräfte für einen neuen Kreuzzug zu bündeln, als sich gegenseitig das Leben schwer zu machen. Zu einem Friedensschluss kam es dann doch nicht – der Waffenstillstand wurde nur um vier Jahre verlängert –, aber die andere Idee fand Widerhall.

Am Ende des Mittelalters wurde das alte Kreuzzugsideal wieder sehr lebendig, auch wenn sich das Ziel inzwischen von Jerusalem – wo christliche Pilger nun willkommen waren – in andere Gegenden verlagert hatte. So zogen im vierzehnten Jahrhundert westeuropäische Kreuzfahrer nach Nordafrika und Spanien gegen die Mauren oder nach Preußen und ins Baltikum, um gegen heidnische baltische Stämme zu kämpfen. Nun, da Anfälle von Wahnsinn den französischen König außer Gefecht setzten und Burgund immer mehr als Großmacht erschien, beeilte sich Philipp, solche Unternehmungen zu unterstützen. Er selbst hatte nie an einem Kreuzzug teilgenommen, aber die Fahrten zahlreicher Ritter aus seinen Herrschaftsgebieten finanziert. Seine Motive waren wie bei allem ein Gemisch aus religiöser Überzeugung und dem Bestreben, jede Gelegenheit zur Selbstdarstellung zu nutzen. Philipp wollte nicht nur seinen Glauben, sondern auch das internationale Ansehen seines Hauses stärken.

Dass sein großes Burgund noch keinen eigenen Kreuzzug geführt hatte, störte ihn. War es nicht ein Fingerzeig der Vorsehung, dass er am 13. März 1393 das Schwert des legendären Kreuzfahrers Gottfried von Bouillon hatte erwerben können? Als der ungarische König Sigismund im Sommer 1395 die Reiche des Westens eindringlich um Unterstützung gegen die vordringenden Osmanen bat, zögerte Philipp der

Kühne jedenfalls nicht, die Führung der internationalen Koalition zu an sich zu reißen. Im letzten Moment beschloss er, nicht selbst mit auf den Kreuzzug zu gehen, sondern den Oberbefehl nominell seinem Sohn Johann zu übertragen, der aus seiner Begeisterung keinen Hehl machte: «Ich vergehe vor Ungeduld, mich zu beweisen.»⁷ Philipp blieb zu Hause, weil er nach den langwierigen Konflikten in Flandern wenig Lust verspürte, nochmals ins Feld zu ziehen, andererseits aber darauf brannte, endlich auf dem Gebiet der Künste unauslöschliche Spuren zu hinterlassen. «Der Kühne» war er schon, nun wollte er der Epoche auch als Mäzen seinen Stempel aufdrücken.

Um die Unternehmung gegen die Osmanen finanzieren zu können, führte der Herzog Sondersteuern ein – zum Beispiel mussten Frauen, Kinder und ältere Männer eine Abgabe für ihre Nichtteilnahme entrichten! – und ließ große Summen bei den reichen flämischen Städten. Die 520 000 Francs und zwei Tonnen Gold, die er auf diese Weise eintrieb, gab er praktisch sofort für überaus prachtvolle Ausrüstung aus. Das Gefolge seines Sohnes wurde reichlich mit Zelten aus grünem Satin, Wämsern aus schwarzem Satin und samtene Pferdedecken versehen. Jan selbst bekam ein Wams aus golddurchwirkter Seide. Wenn die Burgunder das Sagen hatten, musste schon der Anblick einer Streitmacht ein ganz besonders strahlender sein.

Zur Unterstützung und Anleitung seines unerfahrenen Sohnes wählte Philipp einige auserlesene Ritter, unter ihnen Getreue wie den «Maréchal de France» Jean le Maingre, genannt Boucicaut, der bei Westrosebeke mit sechzehn zum Ritter geschlagen worden war, und den erfahrenen Enguerrand de Coucy, Teilnehmer vieler Feldzüge. Zu Johanns zweihundert Mann starker Leibwache gehörten knapp vierzig flämische Ritter. Das reichste Land des Herzogtums stellte weniger als ein Fünftel der Elitetruppen, musste aber von allen burgundischen Gebieten am tiefsten in den Geldbeutel greifen. Einschließlich aller Schildknappen, Bogenschützen und Pferdekehne zählte Johanns persönliche Truppe ungefähr siebenhundert Mann.

Der künftige Herzog, mit knapp fünfundzwanzig selbst nur Schildknappe und Graf des kleinen Nevers, befehligte schließlich nominell ein Heer, das nicht nur sein flämisch-burgundisches Kontingent, sondern auch eine fast ebenso große Anzahl französischer Ritter umfasste;

dazu Abenteurer aus Schottland, Polen und Spanien, eine große Abordnung des Ritter- und Hospitalordens vom Heiligen Johannes zu Jerusalem von Rhodos, Truppen Humberts von Savoyen und deutscher Fürsten aus dem Rheinland, Bayern und Sachsen. Später kam noch das Heer des ungarischen Königs Sigismund hinzu; insgesamt waren es wohl etwa zehntausend Mann und dreißigtausend Pferde. Obwohl die Engländer schließlich doch zu Hause blieben, war es dem schlauen Philipp geglückt, eine beeindruckende Streitmacht zusammenzubringen.

Bevor er Johann und seine Kreuzfahrer verabschiedete, sorgte der Herzog dafür, dass ausreichend Ablässe und päpstliche Freibriefe erteilt wurden: vollständiger Ablass, die Erlaubnis, bei Ungläubigen zu essen und zu übernachten, sowie die Zustimmung zum Hören der Messe vor Sonnenaufgang. Nach dem Erhalt der Freibriefe gingen die Kreuzfahrer gemeinsam zur Kirche, um inbrünstig den Beistand möglichst vieler Heiliger herabzuflehen. Philipp beauftragte rasch noch zwei Astrologen, die Zukunft zu deuten. Als auch sie ihren Segen gegeben hatten, brach Johanns Heer am 30. April 1396 von Dijon auf. In seinem Gepäck hatte er eine Rolle goldfarbenedes Seidenband aus Zypern; damit sollte der ehrgeizige Burgunder am Tag seines Ritter-schlags seine Kleidung schmücken.

Während Johann sich den Weg in die Legende freikämpfte, gingen in Dijon die größten Künstler der Niederen Lande ans Werk. Es war die doppelte Offensive einer Familie, die beide Pole, zwischen denen sich Europa seit Jahrhunderten bewegte, in sich vereinte, die Ritterkultur und die Welt des Geistes und des Glaubens, zwei sich gegenüberstehende Größen, die im Lauf des vierzehnten Jahrhunderts immer mehr miteinander in Konflikt gerieten. Ihr Wille, sowohl ein Kartäuserkloster zu bauen als auch einen Kreuzzug zu veranstalten, macht die Burgunder zu den wahren Repräsentanten ihrer Epoche. Sie waren es auf ebenso prahlerische wie vollendete Art, als Klassenbeste, die ihre Mitschüler und sich selbst unaufhörlich in Erstaunen setzen wollten.

Ein Juwel, das den Hals jeder Kathedrale zieren würde

Der Katholizismus war lange Zeit vor allem eine Angelegenheit von Priestern und Mönchen gewesen, doch im Lauf des vierzehnten Jahrhunderts fand er den Weg zu den Herzen der gewöhnlichen Menschen. Wanderprediger schlugen große Volksmengen mit ergreifenden und aufrüttelnden Reden in ihren Bann. Bei diesen Vorläufern der heutigen Festivals stieg der Glaube von seinem Thron, die Anwesenden wurden von Gottes Wort buchstäblich berührt, sie lauschten mit offenen Mündern; es wurde geweint, gelacht, gesungen, Theater gespielt. Das Christentum legte seine elitären Gewänder ab und offenbarte sich als Volksreligion, als Glaube des Kardinals und des Bäckers, des Mönchs und des Söldners, des Priesters und der Bäuerin. Früher hatten Orden wie der von Cluny die Aufgabe übernommen, für die Menschheit zu beten, nun murmelten alle Sterblichen ihre eigenen Gebete. Priester begannen, während der auf Latein gehaltenen Messen in der Volkssprache zu predigen. Diese Demokratisierung machte das Christentum weniger abstrakt, anschaulicher, naiver, schlichter. Die Menschen konnten sich darin wiedererkennen, und elementare Gefühle wie die Angst vor dem Tod bekamen darin einen wichtigen Platz.

Immer mehr Gläubige wünschten sich auch zu Hause einen Ort für fromme Andacht. In den Schlössern des Adels und in reichen Bürgerhäusern wurden private Kapellen eingerichtet. Den meisten Menschen war das natürlich nicht möglich, aber es wurde üblich, in einer Zimmerecke ein Kruzifix aufzuhängen, vor dem man ab und zu eine Kerze brennen ließ. So entstand eine ganze Industrie, spezialisiert auf die Herstellung schlichter hölzerner Kruzifixe und Rosenkränze, stereotyper Heiligenskulpturen oder simpler Darstellungen biblischer Szenen. Jesus, Maria, Mose und andere Heilige waren nicht mehr nur in Kirchen und Klöstern zu finden, sondern hielten Einzug in Häusern und Hütten.

Die Demokratisierung des Glaubens führte zu einer Vulgarisierung christlicher Kunst. Komplexe Symbolik machte einem geradlinigen Realismus Platz, das Erleben des Glaubens wurde wichtiger als das Be-

kenntnis. Es entstand das Bedürfnis, Zeichen des Glaubens immer bei sich zu tragen. Wer es sich leisten konnte, hatte ein Psalm- oder Stundenbuch in der Tasche, andere einen einfachen Rosenkranz. Dass die Menschen die Religion in ihre Privatsphäre holten, sie mit sich herumtrugen und auf ihre persönliche Art zu leben begannen, war ein kleiner Schritt hin zur Individualisierung in den westlichen Gesellschaften.

Wie kaum ein anderer hatte Philipp der Kühne diese Entwicklung verstanden, und er wollte auch hier Vorreiter sein. So wie er seine transportable *orloge* überallhin mitnahm, verließ er das Haus auch nie ohne Rosenkranz und Reliquien, eine Gewohnheit, die deutlich auszudrücken schien, dass man Zeit und Glaube bei sich tragen konnte. Natürlich wählte der Herzog außergewöhnlich kostbar gestaltete Psalmbücher und unbezahlbare Reliquien, und Kerzen von einem halben Zentner waren keine Ausnahme. Außerdem führte er eine neue Mode unter Superreichen ein, kunstvoll gearbeitete Heiligenskulpturen und ähnliche teure Geschenke. Philipp ließ zahlreiche Werke dieser Art von den Gold- und Silberschmieden Jan van Haarlem und Jan van Haacht anfertigen, deren Namen ebenfalls ihre Herkunft aus nördlichen Gefilden verraten.

Die Kirche des Kartäuserklosters von Champmol wurde seine persönliche Hofkapelle, in der er später auch begraben wurde. Selbstverständlich stand bei allem Philipp im Vordergrund und nicht Sluter und seine Mitarbeiter. An der Schwelle zum fünfzehnten Jahrhundert blieben die Auftraggeber viel wichtiger als die Ausführenden. Namen wie Maelwael, Broederlam und Sluter kennen wir, weil sie oft in den burgundischen Rechnungsbüchern auftauchen, und nicht etwa, weil sie ihre Werke signiert hätten. Doch innerhalb des engen vorgegebenen Rahmens gelang es Sluter, sein Talent zu entfalten, bei Gesprächen mit dem Herzog seine Vorstellungen einzubringen und in der Ausführung eigene Akzente zu setzen. Das Ego des Künstlers kommt in der Renaissance nicht einfach vom Parnass herab, seine Geschichte ist die einer allmählichen Entwicklung mit ein paar Wachstumsschüben.

Sluters erster großer Auftrag war die Verschönerung des Kirchenportals. Philipp legte Wert darauf, dass die Heilige Jungfrau am mittleren Pfeiler prangte. Konnte er eine bessere Fürsprecherin haben als sie? Gewiss würde ihm die Mutter Gottes später den Weg ins Paradies wei-

sen. Sluter krepelte die Ärmel hoch und meißelte sich einen Weg in die Ewigkeit. Einen so seelenvollen Blick wie den seiner Marienskulptur hatte man in Frankreich noch nicht gesehen.

Die sakrale Kunst hatte einen langen Weg zurückgelegt, seit die Mönche von Cluny Mitte des elften Jahrhunderts am Portal ihrer Klosterkirche ein Bildnis Gottvaters angebracht hatten. Ihre Angst, sich dadurch der Gotteslästerung schuldig zu machen, war unbegründet gewesen: Der Allerhöchste hatte keinen Blitz zur Erde geschleudert. Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatte der selbstbewusste Philipp keine Bedenken, im Portal ein annähernd lebensgroßes Bildnis von sich selbst postieren zu lassen. Sluter arbeitete nicht nur ihn, sondern auch seine Gemahlin aus dem Stein, beide kniend: den Herzog als erfahrenen Kämpfer und Diplomaten, mit strengem Blick und der charakteristischen großen Nase, Margarete als fromme Mutter von acht Kindern, die im Alter von etwa fünfzig ihr kräftiges Doppelkinn nicht mehr verbergen konnte. Um der Form Genüge zu tun, ließ Philipp sich von Johannes dem Täufer und die Herzogin von der Heiligen Katharina begleiten, den Patronen der beiden. Der Bildhauer richtete die Skulpturen so aus, dass die vier bis zum Tag des Jüngsten Gerichts die Heilige Jungfrau anzuschauen scheinen. Der französische Schriftsteller Aloyisus Bertrand nannte das Portal im frühen neunzehnten Jahrhundert «ein Juwel, das den Hals jeder Kathedrale zieren würde».⁸

Auch seine Maler spornte Philipp zu hoher Produktivität an. Nachdem der Bildhauer Jacques de Baerze aus Dendermonde für sein *Kreuzigungsretabel*, einen Altaraufsatz, mit Engelsgeduld wunderschöne figurliche Darstellungen im Kleinformat und mit unzähligen filigranen Details in Holz geschnitzt hatte, bemalte Melchior Broederlam das Ganze in Goldtönen. Waren die Flügel des Altaraufsatzes zugeklappt, sahen die Gläubigen kein raffiniertes biblisches Puppenhaus mehr, sondern gemalte Bilder mit Szenen aus dem Neuen Testament. Auf diesen Altarflügeln offenbart sich das außergewöhnliche Talent Broederlams. Bis heute gibt die technische Perfektion dieser Gemälde vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts, deren Farbenpracht noch nach Jahrhunderten beeindruckt, den Experten Rätsel auf.

In der Chartreuse funkelte das Retabel natürlich über dem Altar. Heute hängt der älteste erhaltene Altaraufsatz von der Hand flämi-

scher Künstler im Musée des Beaux-Arts von Dijon. Im Louvre fällt aufmerksamen Besuchern die *Große runde Pietà* von Johan Maelwael auf, eines der Gemälde, mit denen die Wände des Klosters geschmückt waren. Der Herzog wollte, dass jeder Mönch sich an frommer Schönheit erfreuen konnte.

In den 1390er Jahren entstand in Champmol ein Meisterwerk nach dem anderen, aber im Frühjahr 1395 begann Claus Sluter mit der Arbeit an einem Werk, das als ein Höhepunkt der gesamten Kunstgeschichte gelten darf. In einen Brunnen ließ der Haarlemer Künstler den vermutlich schönsten Sockel ein, der je eine Kreuzigungsgruppe getragen hat. Vor den sechs Seiten des Sockels stehen fast frei die überlebensgroßen Figuren von sechs alttestamentarischen Propheten; dem bekanntesten von ihnen verdankt das Kunstwerk seinen Namen: *Mosesbrunnen*. Sluter gab Jesaja eine pergamentartige Haut und einen Blick, in dem eine zarte Trauer liegt; der lesende Jeremia spitzt leicht die Lippen, was seine Konzentration betont. Es sind keine archetypischen Darstellungen mehr, sondern Abbildungen, die lebendig zu werden scheinen – dank ihrer Gesten und Gesichtsausdrücke und dank Details wie Furchen in der Stirn, Hautfalten, gerunzelte Brauen oder Adern an den Handgelenken. Über den Pfeilern zwischen den Propheten ließ Sluter trauernde Engel schweben, die eine gedankliche Verbindung zwischen den Worten der Propheten und dem Geschehen über ihnen herstellen. Denn so unwahrscheinlich es einem auch vorkommen mag, dieses Kunstwerk war ja nur der Sockel für eine riesige vergoldete Kreuzigungsgruppe mit einem fast lebensgroßen gekreuzigten Christus und unter ihm den weinenden Gestalten von Maria, Johannes und Maria Magdalena. Damit er diese Titanenarbeit bewältigen konnte, wurde der Bildhauer von seinem Nefen Claus de Werve unterstützt. Unten meißelten sie auf Anweisung der Herzogs die Wappen seiner Besitzungen in den Stein, auf den Armen des Kreuzes prangten die Wappen Flanderns und Burgunds.

Philipp bekam, was er sich so sehr gewünscht hatte. Propheten, die das von Engeln bitter beweinte Leiden Christi vorhersagten, ein Kunstwerk, das auf raffinierte Weise eine Brücke zwischen den beiden Testamenten schlug. Kein Wunder, dass es zu einer Attraktion für Pilger wurde, spätestens, als Kardinal Giordano Orsini 1418 jedem Wallfahrer bis zu hundert Ablass gewährte. Auch wegen dieses Erfolges ver-

wehrte Papst Julius II. im Jahr 1506 weiblichen Pilgern den Zugang zum *Mosesbrunnen*; ihre Anwesenheit störte angeblich den Seelenfrieden der Mönche.

Im Spätmittelalter hielt man Gemälde für weniger bedeutend als Skulpturen aus Alabaster und Marmor oder auch als Silber- oder Goldschmiedearbeiten. Sie waren materiell (Holz und Farbe) einfach weniger wert; die anderen Objekte konnten gegebenenfalls geldsparend für andere Zwecke weiterverwendet werden. Johan Maelwaels wichtigste Aufträge waren deshalb eher nicht Altarblätter oder andere Tafelbilder, sondern das Bemalen von Sluters Skulpturen. In den Augen von Menschen des Mittelalters waren Stein und Holz allein zu irdisch, sie mussten bemalt werden. Maelwaels Polychromie gefiel Philipp übrigens so gut, dass er den Künstler aus Nimwegen bald zum Hofmaler ernannte.

Maelwael machte den Herzog auf das Talent seiner Neffen Paul, Herman und Johan van Limburg aufmerksam. Diese Miniaturenmaler stammten wie ihr Onkel aus Nimwegen und illustrierten 1402 für Philipp eine Bibel. Dessen Bruder, der Herzog von Berry, war vom Ergebnis so beeindruckt, dass er die drei Brüder 1410 mit der Illustration eines Stundenbuchs beauftragte, der *Très Riches Heures du Duc de Berry*. Der Auftrag bescherte der Nachwelt nicht nur atemberaubend schöne Miniaturen, sondern sorgte auch dafür, dass Berrys plattes Riechorgan, die ihm selbst verhasste Mopsnase, die Zeiten überdauerte. Das Werk der «Brüder von Limburg» wurde weltberühmt und verbreitete ein idealisiertes Bild des Mittelalters als einer Epoche prachtvoller Burgen, idyllischer Wälder, Felder und Gärten und farbenfroher Gestalten, die diese märchenhaften Kulissen bevölkerten.

*

Im Großen und Ganzen mag sich eine rasche Vulgarisierung religiöser Kunst vollzogen haben, eine Ausrichtung auf den Geschmack immer zahlreicherer Abnehmer, doch in Champmol ging es nicht um schnelle Massenproduktion, dort arbeiteten die größten Talente ihrer Zeit nach den Vorgaben des Herzogs über viele Jahre zusammen. Philipp der Kühne wollte nicht nur die Klostertradition lebendig erhalten. Als Mäzen träumte er davon, ein monumentales Kunstwerk zu hinterlassen,

geschaffen von Ausnahmekünstlern nach seinen Wünschen; einen Ort, an dem er jedem Stein und jedem Ornament seinen Segen gegeben hatte, an dem sein Bildnis stand und seine Wappenschilder glänzten, an dem sogar der Sockel des Standbilds der Heiligen Jungfrau mit seinen Initialen und denen seiner Frau übersät war, an dem er zur Kirche ging, wann immer er wollte, und an dem er sich schließlich zur letzten Ruhe legen würde. Das Wunder von Champmol war ein von ihm in Auftrag gegebenes und ihm gewidmetes Bauwerk, eine Manifestation seines Egos und der Beweis dafür, dass die allmähliche Individualisierung, die den Weg zur Renaissance bereitete, auch über seinen herzogli-chen Ego führte.

Wie sehr ihm daran gelegen war, seinen Namen dem Gedächtnis der Menschheit einzubrennen, zeigte sich erneut, als er auf einem Trinkbecher aus vergoldetem Silber, der angeblich Julius Cäsar gehört hatte, sein eigenes Wappen anbringen ließ. Um so viel Eitelkeit wegzubeten, würden seine Kartäuser einen beträchtlichen Teil der Ewigkeit brauchen. Ihre Bemühungen wurden während der Französischen Revolution, als das Kloster zerstört wurde, vorzeitig beendet. Wie in Cluny möchte man die Revolutionäre verfluchen, die in blinder Raserei oder aus ordinärer Geldgier so viel Schönheit vernichtet haben. Doch in Champmol hat man auch Grund zu großer Freude, weil einige Meisterwerke den Brand der Revolution überstanden haben.

Noch heute steht das Portal der alten Kirche, hinter dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine neogotische Kapelle errichtet wurde. Bis auf einige geniale Bruchstücke ist von Sluters riesiger Kreuzigungsgruppe nichts übrig geblieben, aber Gott sei Dank kann man noch den *Mosesbrunnen* bewundern, darauf auch Spuren von Maelwaels polychromer Malerei. Weil das Gelände etwas außerhalb der Stadt liegt, ist Champmol sogar für Franzosen ein Geheimtipp. Zusammen mit dem Musée des Beaux-Arts von Dijon, untergebracht im alten, unter Philipp restaurierten und unter seinen Nachfolgern erweiterten Herzogs-palast, ist es ein Ort, den man unbedingt besuchen muss, wenn man sich einmal von der zarten Schönheit spätmittelalterlicher Kunst bezaubern lassen will. Nirgendwo sonst kann man in seiner Fantasie so deutlich das Klopfen von Sluters Hammer und Meißel und das Geräusch von Philipps Schritten hören.

PRUNKSUCHT UND PROPAGANDA

ODER

wie ein nicht gerade heldenhafter Tod und ein
tragisches Debakel Burgund ein Stückchen
Ewigkeit schenkten.

Im Jahr 1394 starb Clemens VII. Der Gegenpapst, der 1378 die Kirche in zwei Teile zerrissen hatte, war nicht mehr. Philipp der Kühne wusste, dass die Kirchenspaltung in Flandern nach wie vor die Gemüter erhitzte und dass eine staatliche Einigung aller burgundischen Besitzungen vielleicht erst im Schoß einer wiedervereinigten Kirche möglich sein würde. Dass sein Feind Ludwig von Orléans das Schisma aufrechterhalten wollte, bestärkte Philipp in seiner Überzeugung. Da der Papstthron von Avignon nun unbesetzt war, witterte er die Chance, die verfluchte Glaubensspaltung zu beenden. Als bedeutendes Mitglied einer großen französischen Delegation eilte er nach Süden, nach Avignon, doch er kam zu spät. Das Konklave hatte blitzschnell einen neuen Gegenpapst gewählt. Der Spanier, der den Papstnamen Benedikt XIII. annahm, hatte zuvor erklärt, wieder abzutreten falle ihm nicht schwerer, als den Hut abzunehmen, doch sobald er auf dem Papstthron saß, konnte er wie so viele Sterbliche vor ihm dem Lockruf der Macht nicht widerstehen. In einer Epoche zahlreicher anderer Verwerfungen in der internationalen Politik schwärte das Schisma noch ein knappes Vierteljahrhundert weiter.

Dem französischen König Karl VI. muss das in Augenblicken geis-

tiger Klarheit viel Kummer bereitet haben, hatten ihm doch weise Männer versprochen, dass Gott ihn von allen Leiden seines Geistes erlösen werde, sollte er das Schisma beenden. War er nicht vom Blitz des Wahnsinns getroffen worden, weil sein Vorfahre Philipp der Schöne die Papstresidenz nach Avignon verlegt und später sein Vater Karl V. das Schisma mitverursacht hatte? Und doch war noch nicht alle Hoffnung verloren, denn der zweite Weg zur Genesung war zweifellos die Beendigung des Krieges mit England, auch dies eine Erbsünde – wie viele Vorfahren hatten sich hier schuldig gemacht! –, für die er mit der Verdunkelung seines Geistes büßte.

Das Problem des Schismas schien vorerst unlösbar zu sein, aber immerhin schlug der englische König Richard II. unerwartet vor, mit dem endlosen Kriegsführen aufzuhören. Um seine guten Absichten zu bekräftigen, hielt er um die Hand von Isabelle de Valois an, der sechsjährigen Tochter Karls VI. und Isabeaus. In Frankreich reagierte man zunächst misstrauisch. Der in Bordeaux geborene Richard II. mochte vielleicht Frankreich aufrichtig lieben, doch er war vor allem ein labiler Herrscher, der seine Leidenschaften nur schwer zügeln konnte. Vor kurzem erst hatte er das Schloss, in dem 1394 seine erste Ehefrau gestorben war, dem Erdboden gleichmachen lassen. Und nun wollte er gegen seine wichtigsten Ratgeber Frieden mit dem Erbfeind schließen? In der Tat hoffte er, mit französischer Unterstützung englische Konkurrenten wie den Herzog von Gloucester unschädlich zu machen. Dafür war er sogar bereit, die Städte Brest und Cherbourg zurückzugeben; für ihn konnten die sechs Jahrzehnte Kriegselend gar nicht schnell genug beendet werden. So unglaublich sein Vorschlag in französischen Ohren auch geklungen haben mag, in Paris war man den im eigenem Land ausgetragenen Konflikt gründlich leid. Vor allem Philipp der Kühne sprach sich energisch für einen Friedensschluss aus, auch weil er wusste, wie günstig er sich auf die flämische Tuchindustrie auswirken würde. Im Frühjahr 1396, kurz vor dem Aufbruch des Kreuzfahrers Johann nach Osten, wurden Richard und Isabella in Paris getraut. «Über den Handschuh», das heißt, per Stellvertreter; im Namen des abwesenden englischen Königs überreichte dessen Gesandter einen Handschuh zum Zeichen der Einwilligung. Außerdem wurde ein Waffenstillstand von achtundzwanzig Jahren geschlossen. Der Krieg schien einen stillen Tod sterben zu sollen.

Der burgundische Herzog, der vor langer Zeit als Jüngling an der Seite des großen Bertrand du Guesclin gegen die Engländer gekämpft hatte, glaubte nun, dass er diese Welt nun bald beruhigt würde verlassen können. Sein Sohn führte den ersten wirklichen Kreuzzug seiner Epoche an, er hatte seine Kinder vorteilhaft verheiratet, die verwickelten Konflikte in der Grafschaft Flandern in den Griff bekommen, sein Herrschaftsgebiet ausgedehnt und weitere Vergrößerungen vorbereitet, den burgundischen Staatsapparat gründlich erneuert, das Kloster von Champmol erbaut ... und nun war offenbar auch noch das Ende des Krieges mit England in greifbare Nähe gerückt. Doch mit seiner Gemütsruhe war es bald vorbei.

Sohn des Königs von Flandern

Gegen Ende des Sommers hatte man schon geraume Zeit nichts mehr von den Kreuzfahrern gehört, die im Frühjahr nach Osten gezogen waren. Im Herbst, als in Calais die Ehe zwischen dem neunundzwanzigjährigen Richard II. und der inzwischen siebenjährigen Isabelle eingesegnet wurde, verbreiteten sich in Paris erste Gerüchte. Die unglücklichen Überbringer schlechter Nachrichten verschwanden sofort hinter Gittern. So lässt sich die Wahrheit natürlich nicht verbannen, und schon gar nicht die allmählich überhand nehmende Nervosität. Allmählich erreichten immer mehr Unglücksnachrichten die Stadt. Philipp der Kühne konnte auf die Dauer die Sorge um seinen Sohn nicht mehr verbergen. Bittprozessionen wurden veranstaltet, Messen wurden gelesen, man griff tief in die katholische Trickkiste, um die wohlbehaltene Rückkehr zu erleben.

Am 24. Dezember 1396 traf der Kreuzfahrer Jacques d'Heilly in Paris ein. In seinen langen ledernen Beinlingen, die Sporen noch umgeschnallt, erzählte er stockend die Geschichte des dramatischen Feldzugs. Karl VI., Ludwig von Orléans, Johann von Berry und vor allem Philipp der Kühne hörten bestürzt seinen Bericht an.

Er begann am 9. Mai 1396: Das Heer erreichte das Städtchen Laufenburg im Aargau. Um die Disziplin aufrechtzuerhalten, hatte Johann strenge Regeln erlassen. «Ein Edelmann, der Händel sucht und Streitigkeiten auslöst, verliert sein Pferd und seine Rüstung. Ein Schildknappe, der sich als Messerstecher hervortut, verliert seine Hand, sein Ohr, wenn er stiehlt.»¹ Die Reise verlief reibungslos, niemand legte ihnen Hindernisse in den Weg; achtlos raubten sie sich über Berg und Tal.

21. Mai: Die Vorhut traf in Wien ein. Johann von Burgund folgte erst am 24. Juni; er hatte einige Zeit bei seinem Schwiegervater Albrecht von Bayern in Straubing verbracht, um die deutschen Truppen in sein Heer zu integrieren. Der nüchterne bayerische Herzog empfing ihn zwar freundlich, verbot aber seinem Sohn Wilhelm die Teilnahme am Kreuzzug, einem seiner Ansicht nach von Hochmut zeugenden Unternehmen «gegen ein Volk, das uns niemals Böses getan hat».² Mit Bedauern sah er, dass der so prunkvoll ausgestaffierte Johann Geld für die Versorgung seiner Truppen leihen musste. Anfang August stießen die Franzosen und Deutschen in Buda zu den Ungarn unter König Sigismund und den Kontingenten der übrigen Herrscher, die ihre Unterstützung zugesagt hatten. Die Streitmacht war nun so gut wie vollständig.

15. August: Das Heer verließ Buda und zog südwärts. Die Oberbefehlshaber Johann und Sigismund ritten meist nebeneinander. Sie beabsichtigten, das von den Türken besetzte Nikopolis (heute Nikopol) einzunehmen, eine befestigte Stadt am Ufer der Donau; dann würde Bulgarien offen vor ihnen liegen. Auf dem Weg nach Nikopolis nahmen die Kreuzfahrer mühelos die Stadt Widin ein. Diese Leistung reichte aus, um Johann von Burgund endlich zum Ritter schlagen zu können. Mit ihm unterzogen sich dreihundert weitere junge Männer dem begehrten Ritual, aber er war der Einzige, der das mit einem goldenen Band aus Zypern feiern konnte. Auch die Stadt Rachowo, heute Orjachowo, wurde genommen, allerdings gegen härteren Widerstand.

12. September: Endlich erreichte das Heer das strategisch bedeutende Nikopolis. Nach einigen heftigen, aber sinnlosen Sturmangriffen stellten sich die Kreuzfahrer auf eine längere Belagerung ein und versuchten, es sich vor den Stadtmauern möglichst bequem zu machen. Fern der Heimat und ohne nennenswerte soziale Kontrolle artete die Belagerung bei den burgundisch-französischen Kreuzfahrern zu einem

zügellosen Reigen gastronomischer und sexueller Vergnügungen aus. Per Schiff ließen sie auf der Donau Luxusgüter heranschaffen, und eine Horde leichter Damen schlug im Lager ihre Zelte auf. In extravaganten Gewändern mit langen Ärmeln paradierten die Burgunder unter den Mauern von Nikopolis. Vor allem ihre *chaussures à la pou-laine*, Schnabelschuhe mit langer Spitze, verblüfften die türkischen Gefangenen. Angeblich waren die Spitzen bei einigen Schuhen bis zu einem halben Meter lang, zu einem schmückenden Kringel aufgebogen und an Knie oder Gürtel festgebunden. Je höher der Rang, desto länger die Spitze. Der Chronist Michel Pintoin konnte seinen Abscheu über so viel Eitelkeit nicht verhehlen, zumal solche Schnabelschuhe das Knien beim Gebet fast unmöglich machten. Umso einfacher war es, damit die Röcke von Damen anzuheben. Der osmanische Sultan Bayezid sei wenigstens ein Mann, der seinen falschen Glauben ernst nehme, meinte Pintoin.

24. September: Nikopolis. Bei Tirnowo (Weliko Tarnowo), weniger als zwei Tagesmärsche von Nikopolis entfernt, waren Kundschafter König Sigismunds auf die Vorhut der türkischen Armee gestoßen. Weil die Kreuzfahrer sich vor Nikopolis ein angenehmes Leben machten, hatte Sultan Bayezid ausreichend Zeit gehabt, seine Belagerung Konstantinopels zu unterbrechen und sein Heer in Eilmärschen nach Westen zu führen. Als das Nahen des «Großtürken» gemeldet wurde, gönnten sich die westeuropäischen Ritter ein opulentes Abendessen. Einige schnitten zum Zeichen ihrer Unerschrockenheit die langen Spitzen ihrer Schuhe ab und brachten die türkischen Gefangenen um. Dieses Massaker kam sie noch teuer zu stehen.

25. September: Nikopolis. König Sigismund hatte die siebenbürgischen und walachischen Fußtruppen als Vorhut in die Schlacht schicken wollen, doch das widersprach dem Ehrenkodex der französischen Ritter. Niemand anderem als Johann von Burgund und den Seinen gebühre die Ehre, als Erste auf den Feind zu treffen, das dürfe auf keinen Fall gewöhnlichem Bauernvolk überlassen werden. Sigismund bedauerte die Entscheidung der Franzosen; ihm erschien es viel interessanter, den letzten, entscheidenden Schlag auszuteilen. Doch schon preschten die tapferen Ritter los. «Vorwärts, im Namen Gottes und des Heiligen Denis!» Ohne Mühe überrannten sie die weit unterlegene

leichte Reiterei, die Bayezid bewusst als Vorhut in den Kampf geschickt hatte. Weil sie dem Sieg nahe zu sein glaubten, stürmten sie tollkühn weiter, obwohl nun viele von ihnen im Pfeilhagel der türkischen Fußtruppen starben. Es war, als hätten sie aus den Schlachten bei Crécy und Poitiers nicht das Geringste gelernt. Wer durchkam, stieß bald auf Reihen schräg in den Boden gerammter, angespitzter Pfähle, die zahlreiche Pferde aufspießten. Nachdem sie diese Barrieren dennoch irgendwie überwunden hatten, begann erst die eigentliche Schlacht; die ausgedünnte französisch-flämisch-burgundische Streitmacht musste die Masse des türkischen Fußvolks bekämpfen. Bald war der Ruf *Allahu akbar!* sehr viel häufiger zu hören als *Montjoie! Saint-Denis!* Johan machte seinem Ruf alle Ehre, furchtlos teilte er ringsum Schwerthiebe aus, doch als Bayezids *Sipahi*-Reiterei und Truppen von Bayezids Verbündeten heranstürmten, musste er sich ergeben. Während Johann gefangen genommen wurde, geriet auch die Nachhut unter Sigismund in Bedrängnis, und dem König blieb nur die Flucht. Er überlebte, aber ein großer Teil seiner deutsch-ungarischen Truppen ertrank in der Donau. Das Schlachtfeld bot einen farbenprächtigen und von zahllosen Juwelen glitzernden Anblick, doch der burgundische Flitter konnte nicht verbergen, dass die Schlacht bei Nikopolis mit einem grandiosen Fiasko geendet hatte.

26. September: immer noch bei Nikopolis. Auf einem Hügel des Schlachtfelds verfiel Bayezid in Raserei. Er hatte festgestellt, dass seine Verluste noch höher als die der Besiegten waren, und er hatte erfahren, was diese Christenhunde mit ihren Gefangenen gemacht hatten. In kleinen Gruppen aneinander gekettet und nur mit ihren Hemden bekleidet, wurden Franzosen, Burgunder und Flamen vor den Sultan getrieben. Er gab Befehl, alle zu töten. Ein Schauer ging durch die Reihen der Kreuzfahrer. Bei den Türken stieß Bayezids Entscheidung auf Protest, weil den Siegern dadurch eine Menge Lösegeld entging. Doch nur die Ranghöchsten, an denen besonders viel zu verdienen war, wurden verschont. Es war der Unglücksbote Jacques d'Heilly, dem wegen seiner Kenntnis der türkischen Sprache die wenig beneidenswerte Aufgabe zufiel, die wertvollsten Gefangenen zu benennen. Als «Sohn des Königs von Flandern»³ entkam Johann zwar dem Tod, aber das Schauspiel, in dem seine Kampfgenossen bebend ihre Rolle spielten, blieb

ihm nicht erspart. Ununterbrochen hackten Krummschwerter auf kleine Gruppen von vier oder fünf Kreuzfahrern ein, die nackt in einer langen Reihe anstanden. Sie wussten, was sie erwartete, vor ihnen lagen Stapel von Köpfen und enthauptete Leiber, aus denen das Blut spritzte. Auf der einen Seite niederländische Stoßgebete und französische Flüche, auf der anderen das Seufzen der erschöpften türkischen Scharfrichter.

Johann von Burgund, vor Entsetzen leichenblass, musste tatenlos zusehen. Als er Boucicaut in der Reihe entdeckte, konnte er sich nicht mehr zurückhalten. Auf den Knien flehte er den Sultan an, seinen Freund zu verschonen. Es war das einzige Leben, das er noch retten konnte. Das Christenblut strömte, bis nach drei Stunden der Sultan selbst das Schlachten nicht mehr ertragen konnte. Was von Johanns Streitmacht die Schlacht überlebt hatte, war fast vollständig ausgelöscht. Während die meisten der dreihundert Überlebenden als Sklaven fortgeschafft wurden, nahm Bayezid die etwa dreißig hohen Herren und Prinzen in seine Obhut; er ließ sie nach Bursa in Anatolien verschiffen.

Die Herren Ritter, die bisher die meiste Zeit ihres aktiven Lebens zu Pferd verbracht hatten, mussten den Weg über Land barfuß zurücklegen. Augenzeugen behaupteten, Johann habe während dieses erniedrigenden Fußmarsches, den nicht alle überstanden, nie seine gute Laune verloren und alles getan, um seine Schicksalsgenossen zu trösten und aufzumuntern. In Wirklichkeit müssen die ungewohnten Entbehrungen für alle furchtbar gewesen sein, und die Überlebenden sollten sie bis zum Ende ihrer Tage nicht vergessen.

Stolz und Eitelkeit

Niedergeschlagen dachten Karl VI., Ludwig von Orléans und Johann von Berry an die lange Reihe von Getreuen und Verwandten, die sie verloren hatten. Auch Philipp der Kühne hatte Schweres zu ertragen. Der Verlust Guy de La Trémoilles, burgundischer Großkammerherr und einer seiner treuesten Mitarbeiter, schmerzte ihn sehr. Philipps

Frau Margarete wiederum trauerte um drei flämische Halbbrüder, uneheliche Söhne Ludwigs von Male. Und Margarete von Bayern verlor bei dem Gedanken, dass ihr Mann im fernen Anatolien im Kerker verkümmerte, beinahe den Verstand. Auch Admiral Jean de Vienne war ums Leben gekommen. Der Connétable Philippe d'Artois, Graf von Eu, und der große Enguerrand de Coucy starben bald in Gefangenschaft. Die adligen Familien, die keine Angehörigen zu beklagen hatten, ließen sich an einer Hand abzählen. Nikopolis hatte riesige Lücken in die Elite des französisch-burgundischen Ritterstandes gerissen. Während der großen Totenmesse in Notre-Dame wurde ebenso viel geweint wie gebetet. In Paris, Dijon und Gent läuteten ununterbrochen die Totenglocken.

Jacques d'Heilly war inzwischen wieder auf dem Weg nach Osten, um die Gespräche über Lösegeld in Gang zu bringen. Auch in dieser ernstesten Situation vergaß Philipp der Kühne keine zeremoniellen Details. Jacques d'Heilly hatte neue Gewänder für Philipps Sohn im Gepäck, damit Johann seine prinzliche Würde wahren konnte. Während der Verhandlungen sprach der italienische Bankier und Kaufmann Dino Rapondi, der wichtigste Finanzier und Hoflieferant des Herzogs, die unsterblichen Worte: «Es gibt nichts, das sich mit Gold und Geld nicht machen ließe.»⁴

Schließlich musste Burgund umgerechnet 710 Kilogramm Gold aufbringen, um Johann und seine Entourage freizukaufen. Insgesamt waren die Kosten des Kreuzzugs um einiges höher als sämtliche Ausgaben für das Kloster von Champmol. Weniger als zwei Jahre nach der Erhebung hoher Steuern zur Vorbereitung des Kreuzzugs bedeutete dies für die Gebiete unter Philipps Herrschaft erneut gewaltige Belastungen. Das hatte allerdings einen bemerkenswerten Nebeneffekt: Die so unterschiedlichen Regionen erschienen zum ersten Mal als zusammenhängendes burgundisches Staatsgebilde.

*

In Begleitung von höchstens zehn Edelleuten betrat Johann endlich wieder französischen Boden. Am 22. Februar 1398 konnte er zum ersten Mal seinen anderthalbjährigen Sohn in den Arm nehmen, geboren

am 31. Juli 1396, als Johann noch auf dem Weg nach Nikopolis war. Gerührt blickte Johann Ohnefurcht dem kleinen Philipp in die Augen, aus dem später Philipp der Gute wurde, jener Herzog, der den Glanz Burgunds am hellsten erstrahlen ließ. Erst einen Monat danach konnte er in Gent seinen Vater umarmen. In Brügge wurden die beiden von Johanns Lehrer Boudewijn van der Nieppe empfangen, der dank der Fürsprache seines alten Schülers inzwischen Kanzler von Flandern und Probst der Sint-Donaas-Kathedrale geworden war. Es war der Beginn eines Triumphzugs, bei dem der dankbare Johann Ohnefurcht die wichtigsten flämischen Städte besuchte. Von ihnen stammten schließlich die größten Beiträge zum Lösegeld.

In Courtrai, Ypern, Brügge, Sluis und Gent strömte das Volk zusammen, um den glanzvollen burgundischen Zug zu sehen. Erstaunlicherweise war die Trauer in Freude umgeschlagen, Huldigungsfeiern machten die düstere Zeit der Begräbnisrituale vergessen. Philipp der Kühne unternahm alles, damit sich seine Kreuzfahrtinvestitionen doch noch auszahlten. Indem er immer wieder den Heldenmut seines Sohnes herausstrich und ihn als den Inbegriff des Ritters darstellte, gelang es ihm, die Erinnerung an die Niederlage in den Hintergrund zu drängen. Die lange Gefangenschaft in einem türkischen Kerker verlieh Johann so etwas wie eine Märtyrer-Aureole. Der künftige Herzog von Burgund und Graf von Flandern war offenbar tapfer im Kampf, hatte in Gefangenschaft den Mut nicht verloren und sich stets als würdiger Anführer erwiesen. Die Niederlage von Nikopolis schadete also seinem Ansehen nicht, im Gegenteil. Er verdankte ihr sogar seinen klangvollen Beinamen Ohnefurcht, so wie Philipp seinen Ruf der Kühnheit der Niederlage bei Poitiers im Jahr 1356 verdankte. Dass die größten Debakel ihrer Zeit Vater und Sohn solch glanzvolle Beinamen beschernten, ist ein Anzeichen dafür, dass die Burgunder die Bedeutung von Propaganda erkannt hatten.

Einige mitgebrachte Türken ließen sich taufen, einer von ihnen trat sogar ins Kartäuserkloster von Champmol ein. Es entstand eine kurzlebige, von den Ereignissen um Nikopolis inspirierte Türkenmode. Im Herzogspalast von Dijon lief der nach seinem Großvater benannte Philipp eine Zeitlang wie ein kleiner osmanischer Prinz herum. Zwanzig Jahre später würde er im Nachlass seines Vaters etliche türkische

Waffen entdecken. Die katastrophale Unternehmung hinterließ aber auch wichtigere Spuren. Die Überlebenden des Nikopolis-Abenteuers eroberten Schlüsselpositionen an Johans Hof und nahmen in den kommenden zwei Jahrzehnten Einfluss auf die burgundische Politik.

Vielleicht war der Kreuzzug aus religiösen und propagandistischen Motiven unternommen worden, doch sobald es ernst wurde, ging es den französischen und burgundischen Rittern eigentlich nur noch um ein Zurschaustellen von Tapferkeit um jeden Preis. «Bravour» zählte für sie mehr als Taktik oder etwas so Banales wie Erkundung des Geländes, Forschung ging vor Pragmatismus. Dieser Kult des Heroischen hatte ein Debakel nach dem anderen verursacht, von Crécy über Poitiers bis Nikopolis, ohne dass die Mentalität sich dadurch veränderte. Auch nach der eigentlich ehrlosen Niederlage von Nikopolis blieb Selbstüberschätzung ein herausragendes Merkmal der französischen Ritter. Dass man Johann Ohnefurcht als Held empfing und dass zu seinen Ehren epische Gedichte verfasst wurden, lag nicht nur an geschickter Propaganda, sondern offenbarte eine chronische Unfähigkeit zur Selbstkritik.

Und doch wagten es zwei Chronisten, auf die Risse im ritterlichen Wappenschild zu deuten. Eustache Deschamps ließ in einem seiner letzten Texte König Sigismund sagen, sie hätten die Schlacht «durch den Stolz und die Eitelkeit dieser Franzosen» verloren.⁵ Sein Kollege Jean Froissart machte den Burgundern ihren «großen Drang, Ehre zu erwerben»⁶ zum Vorwurf und wies darauf hin, dass ihre Neigung zur Prunksucht mit der christlichen Tugend der Bescheidenheit nicht zu vereinbaren sei. Eitelkeit mochte zwar ebenso menschlich sein wie Hunger, Durst und Wollust, aber in diesem Punkt waren die Burgunder anscheinend menschlicher als Engländer und Türken zusammen. Mit Nikopolis hatten sie das prunkvollste Begräbnis des alten Ritterideals veranstaltet, das man sich je hätte erträumen können, nur war das weder den Beteiligten noch den Zuschauern bewusst.

Militärisch hatte der burgundische Feldzug doch noch eine unerwartete positive Konsequenz. Bayezids Sieg war mit so hohen Verlusten erkaufte worden, dass sein Heer stark geschwächt war. Im Juli 1402 wurde es in der Schlacht bei Ankara von der turko-mongolischen Armee unter Timur Lenk, auch Tamerlan genannt, entscheidend ge-

schlagen, was den osmanischen Expansionsdrang für geraume Zeit dämpfte. Der Totenkampf des Oströmischen Reiches in Gestalt seiner letzten Bastion Konstantinopel wurde dadurch noch um einige Jahrzehnte verlängert. Selbstverständlich behaupteten die Burgunder so gleich, dass Europa die wiedergewonnene Sicherheit Johann Ohnefurcht zu verdanken habe.

Wir werden den guten Herzog von Burgund noch sehr vermissen

Am 27. April 1404 klopfte ein burgundischer Offizier an die Pforte des Kartäuserklosters von Herne im Hennegau und verlangte nachdrücklich, den Prior zu sprechen. Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, Graf von Flandern, war in der kleinen Stadt Halle in der Nähe von Brüssel, fünfzehn Kilometer von Herne entfernt, unerwartet einer Grippe erlegen. Er war zweiundsechzig Jahre alt geworden. Dem Willen des Herzogs entsprechend, bat der Offizier um eine Kartäuserkutte. Der bestgekleidete Mann seiner Epoche hatte schriftlich bestimmt, in der Tracht des ärmlichsten Klosterordens begraben zu werden.

Der Herzog war wegen der Herrschaftsübertragung in Brabant nach Brüssel gereist. Die mittlerweile einundachtzigjährige Herzogin Johanna glaubte, dass ihre Zeit zu Ende gehe; endlich war die Zeit Burgunds gekommen. Johanna trat alle ihre Herrschaftsrechte formell ab, was natürlich ausgiebig gefeiert werden musste. Um eine allzu große Machtkonzentration zu vermeiden, hatte man sich schon vor langer Zeit darauf geeinigt, dass nicht Philipp, sondern sein zweitältester Sohn Anton der neue Herzog werden sollte. Vorerst ging Brabant also nicht in den Besitz des burgundischen Herzogs selbst über, doch obwohl die Mitglieder des Rates Brabanter blieben und Brabant seinen Kanzler behielt, nahm der burgundische Einfluss stetig zu.

Am 16. April war Philipp, begleitet von seinen drei Söhnen Johann, Anton und Philipp⁷ in Brüssel angekommen. Zehn Tage später verwandelte sich die burgundische Festkarawane in ein fahrendes Hospital. Philipp, von plötzlichem Fieber geschüttelt, reiste in Richtung Arras, wo sich seine Gemahlin Margarete aufhielt. Bauern und Erdarbeiter gingen

dem Wagen mit seinem Bett voraus, um möglichst viele Unebenheiten der Straße zu beseitigen. Doch bald verschlimmerte sich Philipps Zustand infolge der Grippe, die in der Gegend schon zahlreiche Opfer gefordert hatte, so sehr, dass er die Reise im Städtchen Halle unterbrechen musste. In der Herberge Den Hert gegenüber der Kirche tat er am Sonntag, dem 27. April, seinen letzten Atemzug.

Das Herz des Königssohns reiste zur Grablege der französischen Könige in der Kathedrale von Saint-Denis bei Paris, seine Eingeweide bekamen einen Platz in der Krypta der Basilika Sankt Martin von Halle im Hennegau,⁸ und sein einbalsamierter Körper legte ein letztes Mal den Weg nach Burgund zurück. Die Verteilung seiner sterblichen Überreste fasste seine Karriere wunderbar zusammen. Philipp wurde 1342 in Pontoise geboren, nicht weit von der Hauptstadt Frankreichs entfernt, dessen mächtigster Mann er einige Zeit war. 1369 heiratete er Margarete von Flandern in der Stadt Gent, die er nach langem Kampf an sich binden konnte. In Cambrai ließ er 1385 seinen Sohn Johann in einen Zweig des Hauses Wittelsbach einheiraten, der über den Hennegau, Holland und Seeland herrschte, und festigte diesen Bund zugleich durch die Verheiratung seiner Tochter Margarete mit einem Mitglied derselben Familie. 1388 führte ihn ein Feldzug bis nach Nimwegen, was ihm das Herzogtum Limburg und die formelle Zusage des Herzogtums Brabant einbrachte. Während die Krönung seines Sohnes Anton zum Herzog von Brabant im Jahr 1404 gefeiert wurde, starb er, umringt von seinen Lieben. Sein prunkvolles Grabmal schließlich stand im burgundischen Champmol, wo alle diese Gebiete in einem beispiellosen künstlerischen Schmelztiegel zusammenkamen.

Nach seiner eigenen vorteilhaften Heirat hatte Philipp einen großen Teil seiner Zeit auf eine Heiratspolitik verwandt, die im Spätmittelalter nicht ihresgleichen hatte. Er fand nicht nur für Johann und Margarete ausgezeichnete Partien, sondern bescherte auch seinen übrigen Kindern materielles Eheglück.⁹ Auf diese Weise dehnte er den Einfluss Burgunds bis in die Herzogtümer Savoyen und Luxemburg, ins habsburgische Österreich und in die Picardie hinein aus, im Spätmittelalter Sammelbegriff für die französischsprachigen Herrlichkeiten nördlich von Paris. Dabei vernachlässigte er auch nicht die Verbindung mit dem französischen Königshaus und fädelte noch kurz vor

seinem Tod die Verheiratung seines Enkels Phillip, des späteren Philipps des Guten, mit Michelle de Valois ein, der Tochter Karls VI. Die territorialen Puzzleteile, die er so gesammelt hatte, legte sein Enkel geduldig zusammen, bis eines Tages plötzlich das allseits gefürchtete und bewunderte Reich Burgund fertig war. Jean Froissart hatte vollkommen recht, als er schrieb, dass Philipp der Kühne «weit vorausblickte».

Seine Söhne hatten am 27. April 1404 wenig Zeit für historische Betrachtungen. Nicht nur waren Johann, Anton und Philipp von Kummer überwältigt, sie sahen sich außerdem mit akuten finanziellen Problemen konfrontiert. Ihr Vater, der in seinem Leben mehr ausgegeben hatte, als seine drei Söhne zusammen es jemals tun sollten, hatte nicht genug Geld bei sich, um sein Begräbnis bezahlen zu können; in aller Eile musste Tafelsilber verpfändet und Geld geliehen werden. So etwas war typisch für die pekuniären Verhältnisse des verstorbenen Herzogs. Wegen seiner gewaltigen Ausgaben war er oft in Geldnot, beruhigte sich aber jedes Mal mit dem Gedanken, dass er ja das reiche Flandern in der Tasche hatte und dass deshalb letztlich alle finanziellen Engpässe überwunden werden könnten. Dank seines Finanziers Dino Rapondi geschah das auch in diesem Fall, aber es war schon ein Kunststück, innerhalb von fünf Tagen die zweihundertfünfundfünfzig Personen, die den Trauerzug bildeten, schwarz einzukleiden. Schließlich konnte die Reise nach Dijon beginnen, eine Reise, die Philipp zu Lebzeiten so oft unternommen hatte. Gekleidet als einfacher Kartäuser, wurde er in einem Bleisarg über Geraardsbergen, Oudenaarde, Courtrai, Lille, Douai, Arras und fünfzehn weitere Städte nach Champmol gebracht, wo die Karawane am 16. Juni ankam.

*

Im Spätmittelalter war der Tod eine lebenswichtige Angelegenheit. Man musste sich gründlich auf ihn vorbereiten, indem man Reue über seine Sünden zeigte und sich ausreichend Zeit fürs Gebet nahm. Nach dem Tod ging die Arbeit weiter, dann durften die Angehörigen für den Verstorbenen beten. Zwischen dem erstem Urteil Gottes über die Seele und dem Endgericht am jüngsten Tag lag noch viel Zeit, und falls

man im Fegfeuer gelandet war, konnte man jede Hilfe von den Lebenden gut gebrauchen. Auch wenn die Ausgaben für eine Vielzahl von Seelenmessen eine Familie ruinieren konnten, eine bessere Absicherung gegen die Verdammnis war bisher nicht erfunden worden. Was dies anging, sah es gut aus für Philipp.. Seine Kartäuser hatten zu seinen Lebzeiten ihre Aufgabe mit Inbrunst erfüllt und würden das leicht noch ein paar Jahrhunderte tun können. Und je näher bei den sterblichen Überresten gebetet wurde, desto mehr Seelenheil würde dem Konto des Verstorbenen gutgeschrieben, glaubte man. Auch in dieser Hinsicht schnitt der Herzog hervorragend ab. Von der Ruhestätte unter seinem Grabmal konnte er gewissermaßen die Mönche beten hören.

In den ersten Jahrhunderten des Christentums hatten gewöhnliche Menschen nicht in oder bei Kirchen bestattet werden dürfen; diese Orte waren Heiligen und Prälaten vorbehalten. Dies änderte sich allmählich, und als sich der Katholizismus zur Volksreligion entwickelte, gab es kein Halten mehr: Jeder wollte möglichst nah bei einem Altar zur Ruhe gebettet werden. Waren Begräbnisse selbst reicher Menschen früher noch schlicht gewesen, so wurden sie im Spätmittelalter zu Prestigeprojekten, bei denen kein Aufwand zu hoch war. Während mehr als ein halbes Jahrtausend später viele Leute ihren Status aus der Anzahl ihrer «Freunde» und «Follower» bei Facebook oder Twitter ableiten, verriet im vierzehnten Jahrhundert die Länge des Leichenzugs, ob man viele «Freunde» hatte, ob man wichtig war oder nicht. Dass Philipp ein Gespür dafür hatte, zeigt sich schon, als er seinen Schwiegervater Ludwig von Male 1384 mit einem spektakulären Begräbnis ehrte. Später ging er noch weiter und wollte sein Grabmal selbst zu einem ewigen Spektakel machen. Auch in dieser Hinsicht durfte er beruhigt sein. Natürlich haben Revolutionäre am Ende des achtzehnten Jahrhunderts versucht, das Kunstwerk zu zerstören, aber dank der behutsamen Hände meisterhafter Restauratoren kann man dieses Wunder aus Alabaster und Marmor noch heute im Musée des Beaux-Arts von Dijon bestaunen.

Dabei sollte man nicht vergessen, dass die sterblichen Überreste des Herzogs in einem Keller unter dem Monument lagen, während unsere ganze Aufmerksamkeit heute dem oberirdischen Grabmal gilt. Auf

dem Prunkbett liegt Philipp in Lebensgröße, die Augen geöffnet, die betenden Hände himmelwärts gerichtet. Zu seinen Füßen hat sich ein klagender Löwe niedergelassen, am Kopfende knien zwei herzbewegende Engel – dies spielt sehr schön auf die Vorstellung an, der Mensch sei ein Geschöpf zwischen Tier und Engel. Die geflügelten Wesen halten Philipps Helm so, als wären sie im Begriff, ihn dem Herzog aufzusetzen. Man stelle sich einmal vor, wie Sluter in gekrümmter Haltung die kleinsten Details der ledernen Polsterung dieses Helms aus dem Stein schlug. Es ist kein Stein mehr, sondern wirklich dickes Leder mit Steppnähten. Auch hier stammt die polychrome Bemalung von Johan Maelwael. Vor Kurzem wurde bei Restaurationsarbeiten festgestellt, dass die ungeheuer realistische Polsterung des Helms einschließlich der Nähte bis ins Innere ausgeführt ist, das man normalerweise gar nicht sehen kann. Aber unser Blick wird unwiderstehlich abwärts gezogen, zu den etwa vierzig *pleurants*, den trauernden Figuren, die unter dem liegenden Herzog seinen Leichenzug wiederholen.

Philipps Großzügigkeit als Mäzen gab Sluter die Möglichkeit, das für die Kunst seiner Zeit Charakteristische vollendet zu gestalten, aber darüber hinaus auch die Freiheit, die Grenzen dieser Kunst zu verschieben. Der ursprünglich schlichte Sarkophag von Herrschern war im zurückliegenden Jahrhundert zu einem verfeinerten Kunstobjekt geworden, das nicht nur den Verstorbenen, sondern auch sein Begräbnis abbildete. Sluter entschied sich jedoch weder für das typische Flachrelief noch für das schon etwas gewagtere Hochrelief, sondern stellte die Trauernden kurzerhand dreidimensional in den Raum. Aber nicht irgendwie, vielmehr in einer raffinierten Inszenierung. Unter den äußerst kunstvoll gearbeiteten Spitzbögen eines Klostersgangs erscheinen zuerst der Bischof und die Priester, die Philipps Totenmesse zelebrieren,¹⁰ dann einige Kartäuser, Verwandte des Verstorbenen und Angehörige seines Hofes, zum Schluss ein paar Diener. Sluter wollte den Trauerzug von Halle nach Champmol auf dramatische Weise lebendig werden lassen, mit genug Raum für Interaktion zwischen den Trauernden, einem sprechenden Blick hier, einer Trostgebärde dort.

Hat der Autor dieses Buches schon gesagt, dass Sie unbedingt nach Dijon müssen? Gehen Sie in die Hocke und sehen Sie, dass jede Statuette eine andere Haltung und einen anderen Ausdruck hat; wie natür-

lich die Gestalten sich am Kopf kratzen, sich Tränen vom Gesicht wischen oder in einem Buch blättern; wie wunderschön kleine Details, etwa Knöpfe, Buchseiten, Rosenkränze, Geldbeutel oder Gürtel, gearbeitet sind; wie realistisch die Falten der Gewänder fallen; wie die Gesichter einiger Trauernder ganz in weiten, schlappernden Kapuzen verschwinden, wie lebendig die Blicke anderer sind, wie lebensecht die Hautfalten ... Spüren Sie, wie der Alabaster zu atmen beginnt. Es ist, als würden diese trauernden Personen, von denen erwartet wird, dass sie auf ewig den liegenden Philipp tragen, für einen Moment innehalten und sich im nächsten Moment wieder in Bewegung setzen.

Herzog und Künstler betreten beide auf ihre Weise Neuland und sorgten mit dafür, dass sich das Rad der Zeit an der Wende zum fünfzehnten Jahrhundert ein Stückchen weiter drehte. Während Philipp die jahrhundertealten lehnsrechtlichen Gewänder abstreifte und eine neue Dynastie gründete, die Burgund im Süden mit einigen nördlichen Grafschaften und Herzogtümern zu einem neuen Staat verband, wies Sluter mit seinem weit entwickelten Realismus den Weg zur minutiösen Detailkunst der Brüder Van Eyck und anderer sogenannter altniederländischer Maler, deren Figuren in ihrer Lebendigkeit an die Statuetten Sluters erinnern.

So verblüffend der Haarlemer Künstler Marmor und Alabaster zum Leben erwecken konnte, in seiner Heimat sind sein Name und sein Ruhm weitgehend in Vergessenheit geraten. Er ist zwar neben anderen Großen der Kunst an der Südfassade des Rijksmuseum Amsterdam verewigt und erscheint sogar ein zweites Mal auf einem Bleiglasfenster in der Eingangshalle.¹¹ Dennoch kennt ihn in den Niederlanden fast niemand mehr. Die wenigen, deren Blick zufällig auf sein Bildnis fällt, gehen schulterzuckend weiter.

*

Nachdem sein Brotherr zu Gott abberufen worden war, ahnte der von jahrelanger harter Anstrengung erschöpfte Claus Sluter, dass auch seine Zeit bald kommen würde. Er setzte aber diszipliniert die Arbeit am Prunkgrabmal Philipps des Kühnen fort, das im Sommer 1404 noch nicht vollendet war. Sein neuer Herr Johann Ohnefurcht drängte zur

Eile, doch schon im selben Jahr zog sich der abgearbeitete Bildhauer in die Abtei Saint-Étienne in Dijon zurück und erschien immer seltener auf der Baustelle. In Dijon ist von seinem letzten Aufenthaltsort nur das Tor aus dem vierzehnten Jahrhundert erhalten, durch das er sich am Ende seines Lebens zu seiner Werkstatt schleppte. 1406 starb der größte Bildhauer des Spätmittelalters mit dem beruhigenden Gedanken, dass Claus de Werve, den er selbst ausgebildet und der fast ein Jahrzehnt an seiner Seite gearbeitet hatte, sein Werk vollenden würde.

Es war eine Zeit des Sterbens und Erntens. Im Dezember 1404 hatte auch Albrecht von Bayern das Zeitliche gesegnet, so dass dessen Sohn Wilhelm Graf von Hennegau, Holland und Seeland geworden war – und so natürlich seine Gemahlin Margarete von Burgund, die Schwester von Johann Ohnefurcht, die neue Gräfin. Ihre damals dreijährige Tochter Jakobäa oder Jacoba sollte zwei Jahrzehnte später einen erbitterten Kampf gegen ihren Cousin Philipp den Guten, nun acht Jahre alt, führen und eine der berühmtesten Frauen in der Geschichte der Niederlande werden. Ihrer beider Großmutter Margarete von Flandern starb am 16. März 1405, so dass der burgundische Herzog Johann Ohnefurcht gleich auch Graf von Flandern wurde.

Die Saat, die Stammvater Philipp der Kühne sorgfältig in die Erde gebracht hatte, ging in seinem Todesjahr auf. Zusammen mit seinem Enkel Philipp dem Guten war er zweifellos der größte der vier Herzöge von Burgund; ihm war es zu verdanken, dass die neue Dynastie im fünfzehnten Jahrhundert ihre Macht entfalten konnte.

Er hatte eigentlich vorgehabt, nach der Herrschaftsübertragung in Brüssel möglichst schnell nach Paris zu reisen, um dort die Pläne Ludwigs von Orléans zu hintertreiben. Orléans wollte der Dominanz Burgunds in der französischen Politik ein Ende bereiten. Jedes Mal wenn der Verstand Karls VI. noch einmal aufflackerte, nutzte er dies, um sich mehr Macht zu verschaffen, einen tiefen Griff in die Staatskasse zu tun und England zu provozieren. 1399 war der frankreichfreundliche König Richard II. abgesetzt worden und ein Jahr später unter ungeklärten Umständen gestorben. Der neue englische König Heinrich IV. schien den Waffenstillstand achten zu wollen, doch diese Annahme erwies sich bald als voreilig. Wenn Philipp nicht eingriff, konnte die Lage gefährlich werden. Drei Jahre zuvor hatte er in der Nähe von Paris ein

kleines Heer versammelt, um Ludwig von Orléans einzuschüchtern. Das war ihm gelungen, aber 1404 begann sich der renitente Neffe erneut zu rühren. Die letzten klaren Gedanken Philipps bei den Feierlichkeiten in Brüssel galten bestimmt der Suche nach einer dauerhaften Lösung.

Doch nun war er tot und sein Sohn Johann am Zug. An die Stelle von Philipps eher diplomatischem Vorgehen trat die aggressive Politik von Johann Ohnefurcht. «Ich sage Euch, wir werden den guten Herzog von Burgund noch sehr vermissen»,¹² notierte die Schriftstellerin Christine de Pizan kurz nach seinem Tod. Sie sollte bald Recht bekommen.

MORD UND SPRACHENKAMPF

ODER

wie ein burgundischer Mordanschlag Frankreich an
den Rand des Abgrunds trieb und wie Johann
Ohnefurcht Zuflucht in Flandern fand, das erfolgreich
für den Gebrauch der Volkssprache eintrat.

«Monseigneur, der König bittet Euch, unverzüglich zu ihm zu kommen. Er wünscht Euch dringend in einer Angelegenheit zu sprechen, die Euch beide betrifft.»¹ Der Kammerherr Karls VI. hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als Ludwig von Orléans sich schon erhob. In den zurückliegenden Jahren war er mehr oder weniger der Stellvertreter seines wahnsinnigen Bruders gewesen. Es kam vor, dass der König sich nicht einmal rasieren, waschen und ankleiden lassen wollte; er schrie dann, dass er aus Glas sei und jeden Moment in Scherben gehen könne. Hielt dieser Zustand lange an, bekam er Hautausschlag und Eiterbeulen, die Flöhe hüpfen durch seine Gemächer. Ludwig hatte Karl immer seltener besucht. Manchmal war der König aber auch klar und versuchte mitzuregieren. Ob jetzt eine solche Phase begann? Dann musste Ludwig schnell zur Stelle sein, um seinen Einfluss zu sichern. Oder war der König in großer Not? Als nächster Blutsverwandter hatte Ludwig doch für ihn da zu sein.

Der Herzog von Orléans verabschiedete sich von Königin Isabeau, die er aufzuheitern versucht hatte; ihr neugeborener Sohn hatte den ersten Tag nicht überlebt. Seit bei Karl der Wahnsinn ausgebrochen

war, lebten sie meist getrennt, und Ludwig und Isabeau waren sehr vertraut miteinander. Aus dem gewandten Jüngling war ein gereifter, attraktiver Mann geworden, dessen Charme die Frauen reihenweise erlagen. Böse Zungen flüsterten, Isabeaus letzte Kinder stammten nicht mehr von Karl VI., und der 1403 geborene Charles – der spätere Karl VII. – sei in Wirklichkeit ein Orléans. Man hätte es der Königin kaum übel nehmen können. Waren die vergangenen anderthalb Jahrzehnte mit einem Wahnsinnigen nicht ein Leidensweg gewesen?

Es war der 23. November 1407, und Ludwig verließ die Gemächer der Königin etwa um sieben Uhr abends. Die beiden würden sich niemals wiedersehen.

*

In den vergangenen Jahren hatte sich der Konflikt zwischen dem Herzog von Orléans und Johann Ohnefurcht verschärft. Nach dem Tod Philipps des Kühnen war für den neuen burgundischen Herzog selbstverständlich kein Platz im Regentschaftsrat. Sein Vater war ein Onkel des kranken Königs gewesen, er selbst war nur einer der vielen Cousins. Da nun der Strom staatlicher Gelder versiegte, musste der prunksüchtige burgundische Hof mit viel geringeren Einkünften auskommen, was den Herzog in eine schwierige Lage brachte. Er tat alles, um doch noch einen Sitz im Rat zu erobern. Zunächst versuchte er seine Anwesenheit durchzusetzen, indem er Einfluss auf die öffentliche Meinung nahm. Wollte Ludwig nicht den Krieg mit England wieder aufleben lassen? Verhinderte Orléans nicht eine Beendigung des Schismas? Presste er das Volk nicht durch viel zu hohe Steuern aus? Und bereicherte er sich nicht aus der Staatskasse? Musste also nicht er selbst, Johann, Schlimmeres verhindern? Seine populistischen Äußerungen, wie man dergleichen heute nennen würde, vor allem das Versprechen von Steuersenkungen, machten Johann Ohnefurcht bei der Bevölkerung beliebt.

Ludwig von Orléans gab nicht so leicht nach. Er mochte zwar weniger beliebt sein, aber er hatte einen gesetzlichen Anspruch auf den Vorsitz im Regentschaftsrat und das Recht, seinen Cousin auszuschließen. Der Burgunderherzog sah sich deshalb zu einer Demonstration

der Stärke genötigt. Im Sommer 1405 verbündete er sich offiziell mit seinem Bruder Anton und seinem Schwager Wilhelm, wodurch eine auch militärisch starke Allianz zwischen dem flämisch-burgundischen Staat und den Herrschaftsgebieten Brabant-Limburg und Hennegau-Holland-Seeland entstand – ein weiterer Schritt hin zu einer engeren Verbindung zwischen den einzelnen Teilen der Niederen Lande. Mit dieser beeindruckenden militärischen Faust trotzte er dem Bruder des Königs schließlich einen Sitz im Regentschaftsrat ab. Er konnte aber nicht verhindern, dass der ebenso schlaue wie sympathische Ludwig die Mehrheit für sich gewann und weiterhin die französische Politik bestimmte. Die Schlüssel der Staatskasse blieben unter Ludwigs Aufsicht, und er zögerte nicht, mit dem Geld ausländische Feinde der Burgunder zu unterstützen. Er spielte die Rolle, die Philipp der Kühne so lange für sich beansprucht hatte: die des mächtigsten Mannes in Frankreich.

Nach seinem Abschied von der Königin an jenem Novemberabend des Jahres 1407 war Ludwig deshalb auch in blendender Stimmung. Auf seinem Maultier spielte er lässig mit einem seiner Handschuhe, die Zügel hingen locker in seiner Hand, und er summt ein Lied. Er glaubte, alles unter Kontrolle zu haben, zumal in Paris über sechshundert Ritter und Schildknappen lagen, die er mit einem Fingerschnippen zu den Waffen rufen konnte. Nur hatte er jetzt keine Lust, erst eine schwer bewaffnete Eskorte zu sich zu beordern. Warum sollte er? Vom Hôtel Saint-Pol, dem riesigen Palastkomplex im Marais, den sein Bruder Karl bewohnte, trennten ihn nur wenige Straßen. War er nicht der allmächtige Herzog von Orléans, dem jeder Platz machte? Zwei Schildknappen zusammen auf einem Pferd ritten vor ihm her, sechs Männer mit Speißen und Fackeln gingen vor und hinter ihm. Gemächlich zogen sie durch die Rue Vieille-du-Temple, die Stimmung war friedlich.

Johann Ohnefurcht war Orléans' Vormachtstellung gründlich leid. Zwar hatte er sich einen Platz unter den Großen des Königreichs gesichert, er kam aber kaum aus dem Schatten seines Rivalen heraus. Vor einigen Monaten hatte Ludwig außerdem den *Conseil du Roi* – ein Beratungsgremium, bestehend aus Juristen, Klerikern und einflussreichen Bürgern – umgestaltet, während Johann sich in Flandern aufhielt. Er hatte seine Abwesenheit genutzt, um die Anzahl der Mitglieder zu hal-

bieren, und natürlich waren zufällig Johanns Parteigänger entlassen worden, so dass auch der *Conseil* zu einem Machtinstrument von Orléans wurde. Bei seiner Rückkehr hatte Johann seinen Zorn nur schwer zügeln können.

Was ihn außerdem empörte, war die schamlose Vielweiberei Ludwigs. Dieser Verführer prahlte mit seinen Eroberungen, er sammelte sogar die Porträts der Frauen! Als der Burgunder eines Tages zufällig auf Orléans' amouröse Trophäensammlung stieß, stockte ihm das Blut in den Adern: In einer Ecke sah er das Porträt seiner eigenen Frau. Dafür, dass der erfolgreiche Frauenheld auch Margarete von Bayern verführt hätte, gibt es keinen Beweis, aber man hielt es nicht für unmöglich. Auf jeden Fall bekam die politische Fehde, die im Herbst 1407 zu eskalieren schien, durch diesen Verdacht noch eine persönliche Dimension. Burgundische Spione behaupteten, dass ein Anschlag auf Johanns Leben geplant sei. Auch wenn sich diese «Pläne» später als äußerst vage erwiesen, für den Herzog war die Sache klar: er oder Ludwig. Die sechshundert Bewaffneten von Orléans waren doch nicht zufällig in der Stadt. Er musste nicht nur gut auf sich Acht geben, redete Johann sich ein, er musste dem anderen zuvorkommen; deshalb hatte er vorsichtshalber einige Meuchelmörder gedungen.

Als Orléans und seine Begleiter am Abend des 23. November an der Porte Barbette angekommen waren, sprang eine Gruppe maskierter Männer aus den Schatten der Gebäude. Einer von ihnen schrie: *À mort! à mort!*² und verpasste Orléans einen Hieb mit einer Axt, was aber nicht ausreichte, um ihn von seinem Reittier zu stürzen. Er rief sogar noch aus voller Brust: «Ich bin der Herzog von Orléans!», als wäre er sich sicher, dass die vermeintlichen Räuber dann schnell von ihm ablassen würden. Die Antwort belehrte ihn eines Besseren: «Das ist der, den wir suchen!» Nach einem zweiten Hieb stürzte er von seinem Maultier. Er richtete sich schnell auf die Knie auf und rief: «Wer ist das? Wer tut das?» Die Angreifer erschlugen ihn mit Knüppeln und Äxten; seine linke Hand, die er zur Faust ballte, wurde abgehackt.

Sein Knappe Jacob van Mekerem, der aus Horssen bei Nimwegen stammte, hatte sich noch als lebendiger Schild auf seinen Herrn geworfen, was für ihn den sicheren Tod bedeutete. «Mord! Mord!» schrie eine Dame an einem Fenster. Die Mörder schossen ein paar Pfeile zu

ihr hinauf und brüllten, dass sie den Mund halten solle. Das tat sie, schilderte aber hinterher das Geschehen in allen Einzelheiten.

Als der fünfunddreißigjährige Herzog kein Lebenszeichen mehr von sich gab, zogen sich die gedungenen Mörder langsam zurück. Von seinem linken Auge zu seinem rechten Ohr verlief eine klaffende, grässliche Wunde, aus der sein Gehirn quoll. Einer verpasste ihm rasch noch einen letzten Hieb mit dem Knüppel, ein anderer warf eine brennende Fackel in eines der Häuser. Mit dem Ruf «Feuer! Feuer!» verschwanden sie in der Nacht.

★